



Am Uran stirbt die Romantik

Madelon P. traf im MASSIF CENTRAL die Männer mit den Geigerzählern



Sein Hobby gewann für mich an Interesse, seit ich den Uransuchern begegnet bin. Vervier ist zwar nur ein „Sonntagsjäger“, der sich aber durch keinen Mißerfolg entmutigen läßt. Hier prüft er eine Gesteinsprobe. Ob er diesmal wohl Glück hat?

Mit einem Geigerzähler wird das Gestein auf Urangehalt untersucht. Seitdem einige Arbeiter größere Uranfunde gemacht und damit eine Menge Geld verdient haben, ist es im Massif Central wie einst im Wilden Westen.

Der Bauer Jacques Vervier wohnt in meiner Nachbarschaft. Oft sah ich ihn am Wochenende mit Hacke, Schaufel und einem Rucksack ausgerüstet, auf seinem Motorrad in den Wald fahren. Nie jedoch habe ich mir Gedanken darüber gemacht, was er dort wohl treibe.

Madelon P. berichtet von einer seltsamen Begegnung im Massif Central



Von Jugend an ist mir das Waldgebiet bei Ambert im Zentralmassiv (Mittelfrankreich) vertraut. Mein Onkel war Förster in einem kleinen Dorf, und unsere liebsten Ferien verbrachten wir Kinder in seinem Haus. Wir wußten alles vom Wald, von seinen Pflanzen und Tieren.

Heute bin ich Modezeichnerin in einer Stadt. Aber oft treibt es mich zum Wochenende mit dem Auto meiner Eltern zurück in die mir so liebgewordene Gegend. Dann kann ich wie früher unbekümmert stundenlang durch die Wälder wandern und Blumen pflücken.

Als ich jedoch kürzlich an einen vertrauten Platz zurückkehrte, den ich lange Zeit nicht mehr besucht hatte, fand ich alles ganz verändert vor. Schon von weitem hörte ich eigenartige Geräusche, die gar nicht in den stillen Wald paßten. Es klang wie ein Hämmern und Rumoren unter der Erde; dann wieder wie das Rollen von Eisenrädern auf Schienen.

Als ich schließlich aus dem Wald auf eine Lichtung trat, sah ich das Verhängnis: Reihenweise waren junge Bäumchen abgeholzt worden. Wo früher schlanke Kiefern gestanden hatten, erhob sich jetzt ein großes Holzgerüst. Und plötzlich... mir stockte der Atem. Aus dem Unterholz kam eine verummte Gestalt auf mich zu. In der Hand hielt sie einen Apparat, der wie eine überdimensionale Pistole aussah. Erst später erfuhr ich, daß es ein Geigerzähler war.

Der Unheimliche entpuppte sich bald als ein sehr freundlicher Ingenieur, der mir erklärte, was diese Veränderung zu bedeuten hatte. Ausgerechnet an dieser landschaftlich so schönen Stelle war Uran gefunden worden, und zwar in großen Mengen. Uran aber ist das Gold unseres Jahrhunderts. Sogleich nach Bekanntwerden des Fundes hatte eine private Gesellschaft damit begonnen, das kostbare Gestein aus dem Schoße der Erde zu bergen. Damit scheint der Untergang der Romantik besiegelt zu sein. Der Wald verödet, die Tiere fliehen, aber immer mehr Menschen dringen in das früher so einsame Gebiet ein. Es gab mir einen Stich ins Herz. Der Ingenieur schien meine Gedanken erraten zu haben, denn er versuchte mich zu trösten. Der Staat brauche das Uran für seine Forschungslaboratorien, sagte er, in denen die friedliche Anwendung der Atomenergie erprobt werde zum Segen für Frankreich, ja vielleicht sogar für die ganze Menschheit. Deshalb fördere die Regierung auch die Uransuche mit allen Mitteln. Obgleich ich mich seinen Argumenten nicht ganz verschließen konnte, nahm ich doch mit Wehmut Abschied von einer Waldlichtung, deren Idylle durch den Fortschritt zerstört worden war.

Nur ein Kopfschütteln hat dieser Waldarbeiter für das Treiben der Uransucher. Er kann nicht verstehen, daß das Abholzen junger Bäume von Nutzen sein kann und hält die Männer, die in die erst kürzlich errichteten Schächte hinabsteigen, für verachtungswürdige Räuber und Abenteurer.

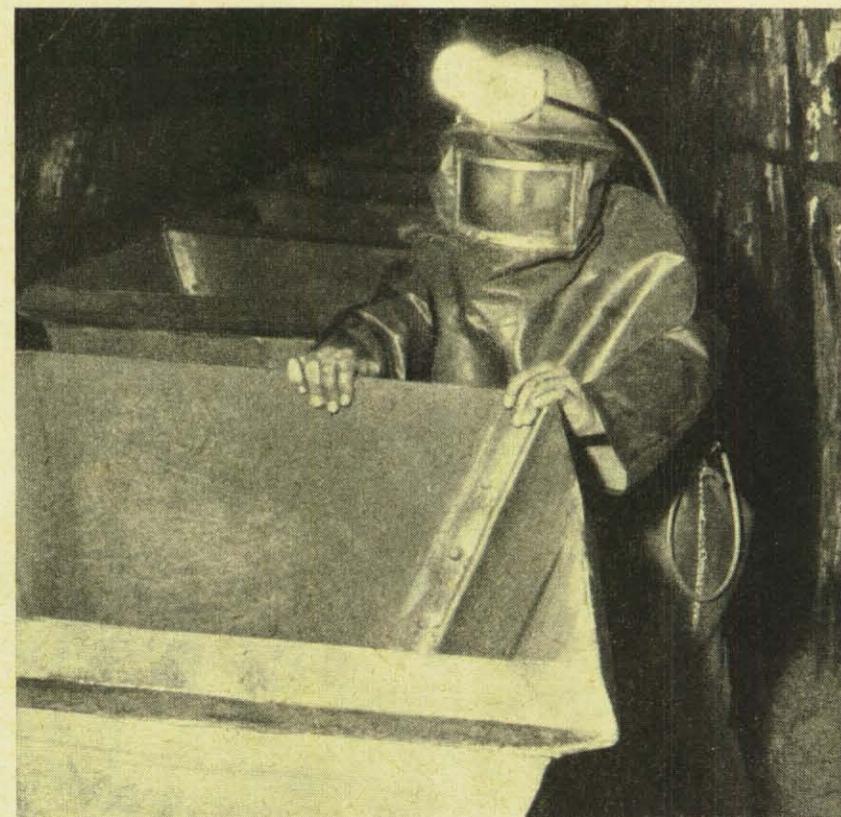
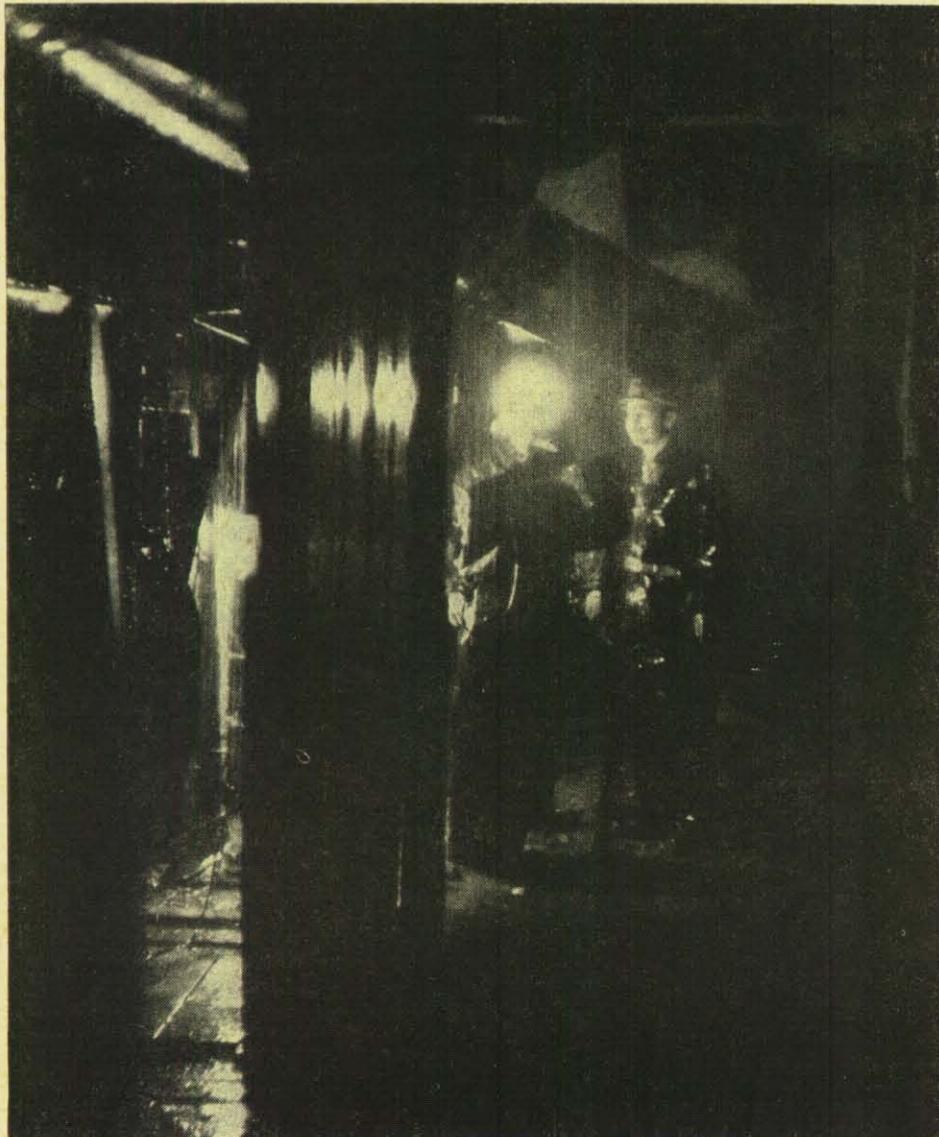


Auf einer Speziallandkarte, die sich der Bauer Vervier selbst angefertigt hat, trägt er mit größter Sorgfalt jeden seiner Wochenendausflüge ein. Da findet man Stellen, an denen er Gesteinsproben entnommen hat, genau eingezeichnet; ferner Notizen über die Beschaffenheit des Geländes und Erfolg des Fundes. Mutter Vervier muß manchmal über ihren Mann lachen. Aber ein größerer Gewinn käme auch ihr gerade jetzt sehr recht.

Am Uran stirbt die Romantik



Gespent oder Wirklichkeit? Einen ordentlichen Schrecken bekam ich, als plötzlich diese Gestalt auf mich zukam. Bald jedoch konnte ich feststellen, daß ich einen Uransucher vor mir hatte, der aus einem Schacht gekommen war. In der Nähe des uranhaltigen Gesteins müssen die Männer Schutzanzüge gegen gefährliche Strahlen tragen.

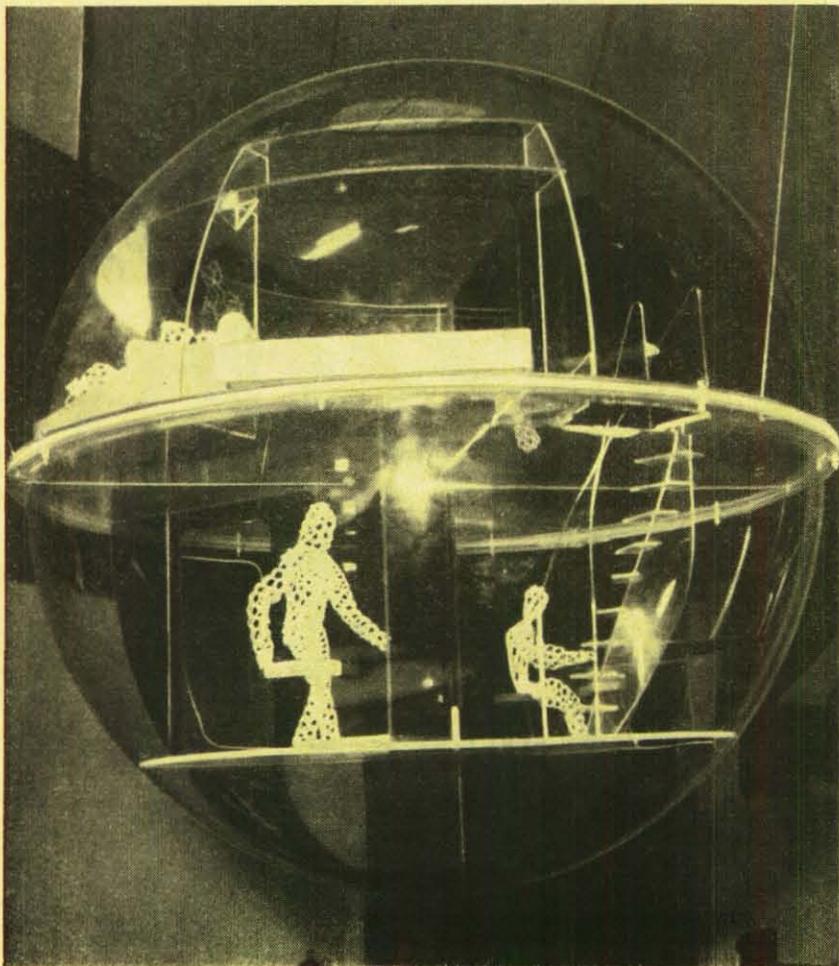


Kalt und feucht ist es in dem Schacht, den eine private Gesellschaft in die Erde getrieben hat. Es hat lange gedauert, bis dieses große Uranlager entdeckt wurde. Systematisch war ein Uransucher 36 900 km kreuz und quer durch die ausgedehnten Wälder des Massif Central gewandert.

Die leeren Loren schiebt ein Arbeiter durch den Stollen zu der Stelle, von wo aus sie mit einer Winde ans Tageslicht gebracht werden. In Frankreich kann jetzt jeder Uransucher werden. Das Kommissariat der Atomenergie untersucht gratis das gefundene Gestein von Privatpersonen.

Das Spiel mit den Eistorten

Am Kreuzweg der Vernunft 2. Fortsetzung



Wissenschaftler ergründen die Geheimnisse der Polkappen - Russen wollen Bodenschätze der Antarktis fördern - Abschmelzen der Eismassen - London und New York unter Wasser?

In uralter Zeit hat die Menschheit das Bild des Herrschers hervorgebracht: In seiner Hand hält er die Weltkugel. Noch immer stehen die Bildner fasziniert vor ihrem Werk. Doch sie staunen nicht mehr, sie wollen Herrscher werden, sie wollen werden wie Gott. Der Sinn für die heilige Sprache der Symbole ist geschwunden. Mit naivem, rücksichtslosem Realismus wird dem selbstgeschaffenen Bild nachgeeifert und die Erde, auf der wir alle leben, in die Hand genommen. Mit fast teuflischer Nüchternheit wird dabei festgestellt, an zwei Stellen ist die Erde zu kalt. Wie aus Furcht vor einem Schnupfen durch die Eiszonen am Reichsapfel in der Hand und aus der Versuchung, Herr zu sein über die Erde, beginnt das Spiel mit dem Gedanken, die Polkappen abzuschmelzen. Zugleich sieht die Lust nach Macht und Grausamkeit und die Angst um das nackte Leben die Möglichkeit, daß Katastrophen heraufbeschwört werden.

Die weißen Flächen der Polkappen reflektieren die Sonnenstrahlen. Die Schmelze ist im Verhältnis zu den Eismassen gering und wird jährlich durch Neubildung ungefähr wieder ausgeglichen. Eine starke Luftflotte wäre in der Lage, dunklen Staub von Kohle oder Ruß auf die weißen Flächen auszustreuen. Hierdurch würde die

◀ **In Plastikugeln** sollen die Mitglieder der Grönlandexpedition wohnen, die von dem bekannten französischen Polarforscher Paul-Emile Viktor für 1959/60 sorgfältig vorbereitet wird. Unser Bild zeigt das Modell der neuartigen Behausung, die das alte klassische Eskimo-Iglu ersetzen soll.

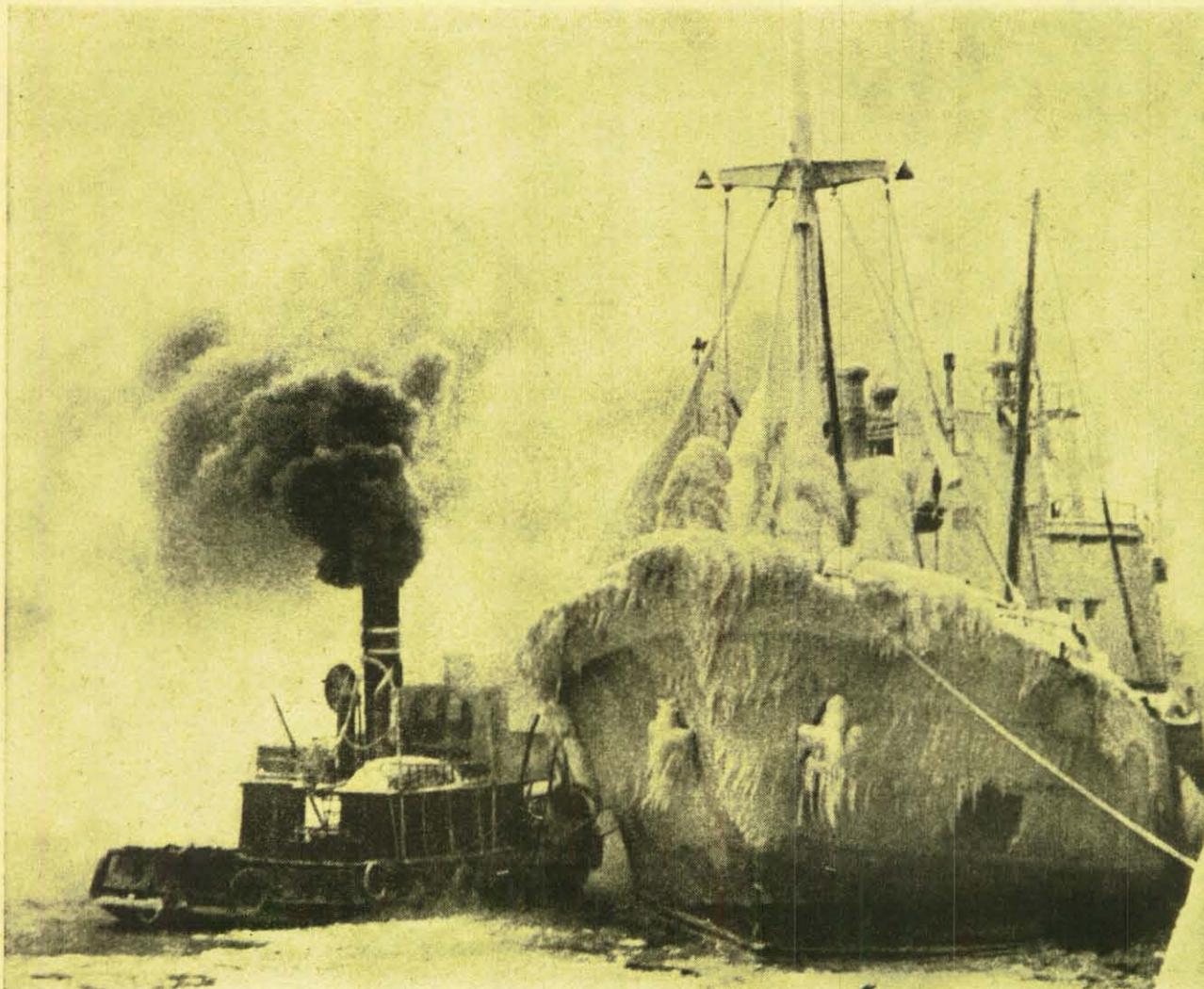
Sonnenenergie viel stärker als bisher gebunden. Der Prozeß der Schmelze würde gegenüber der Neubildung des Eises langsam die Oberhand gewinnen können, wenn der künstliche Frühling durch Atomexplosionen, durch Atomheizkraftwerke, durch warme Meeresströmungen und sogar durch die Erwärmung des gesamten Erdklimas wirkungsvoll unterstützt werden könnte. Langsam würde der Wasserspiegel der Weltmeere steigen. Alle Flachlandbewohner müßten ihre Habe zusammenraffen und in die Gebirge ziehen. Was aber geschieht, wenn ein Land, dem das Steigen des Wasserspiegels der Weltmeere nichts ausmacht, auch nur einen Teil des Polareises zum Schmelzen bringt, um Bodenschätze gewinnen zu können? Werden die Länder, die durch das Steigen der Fluten bedroht sind, sich zu einem Krieg veranlaßt sehen? Wenn nur 10% des Südpoleises abgeschmolzen würden, stiege der Weltmeerspiegel um ungefähr 1,50 m. Eine Katastrophe für manches Land!

Noch ist es nicht soweit. Zunächst sind mehr als tausend Wissenschaftler im Geophysikalischen Jahr in die Eiswüsten der Erde ausgeschwärmt. Noch ist alles friedliche Forschung. Doch war nicht die Atomphysik zunächst auch nur friedliche Forschung?

Sieben Monate noch wird der Mantel der Wissenschaft mit dem Firmenetikett „Internationales Geophysikalisches Jahr“ gnädig, wenn auch dürftig, die Spannungen verhüllen, die sich auf der größten Eisfläche der Erde, in der Antarktis, ausbreiten. Mehr als 800 Wissenschaftler aus 20 Nationen, Glaziologen, Ozeanographen, Geographen, Geologen, Astronomen und Techniker aller Branchen, werden friedlich neue Erkenntnisse über Gletscherbewegung, Eisbildung, erdmagnetische und ionosphärische Strömungen, Schwerkraftgesetze, kosmische und Sonnenstrahlen auf der dicken Eiskappe sammeln, die über einem Land liegt, das mit 13,17 Millionen Quadratkilometer zweimal so groß ist wie die USA.

Wird es gelingen, die internationale Ebene der wissenschaftlichen Erforschung auch auf die Anrechte der gewaltigen antarktischen Schatzkammer

◀ **Über 1000 Forscher** sind im Geophysikalischen Jahr in die Polgegenden ausgezogen. Das Wissen, das die Männer für die Kenntnis und die Beherrschung des Erdklimas schaffen werden, wird eine neue Macht darstellen, die nicht nur zum Guten, sondern auch zum Bösen führen könnte.





auszudehnen, die ständig an wirtschaftlicher und strategischer Bedeutung gewinnt?

Schon jetzt besteht eine Reihe von Kontroversen um die Besitzrechte zwischen den Nationen, die auf Grund früherer Entdeckungen und Expeditionen, aber auch wegen „geographischer Zugehörigkeit“ ihren Anteil an der überdimensionalen Eistorte beanspruchen. Die Vereinigten Staaten und die Sowjet-Union erkennen diese Ansprüche nicht an; aber sie werden in nächster Zeit geregelt werden müssen.

Wenn solche Interessen und Spannungen herrschen, dann, weil es sich wohl lohnt. Seit Männer wie Shackleton, Robert Falcon, Scott und Amundsen die ersten vorsichtigen, gefährlichen Schritte auf den sechsten Kontinent wagten, hat man unter dem Eis die Stoffe vermutet und festgestellt, die für die moderne Technik gerade Lebenselemente sind: Kohle, Eisen, Kupfer, Zinn, Gold, Silber, Chrom, Erdöl und — Uran! Admiral Byrd, der amerikanische Südpolflieger, glaubt, daß die wertvollen Bodenschätze hier dreimal so häufig wie auf der übrigen Welt vorkommen, nur daß die Antarktis, vor Millionen Jahren noch unter tropischer Sonne brütend, heute ihre organischen und mineralischen Reichtümer unter einem riesigen Eispanzer und hinter dem unwirtlichsten Klima unseres Erdballs verbirgt.

Mit einigen Ausnahmen allerdings, deren Größenordnungen man jedoch noch nicht genau kennt: Mitten in der Einöde der Gletscher entdeckte Byrd 1946 vom Flugzeug aus ein auch im Winter eisfreies Hügelland mit kümmerlicher Vegetation und spärlichem Tierleben, das im Gegensatz zur töd-

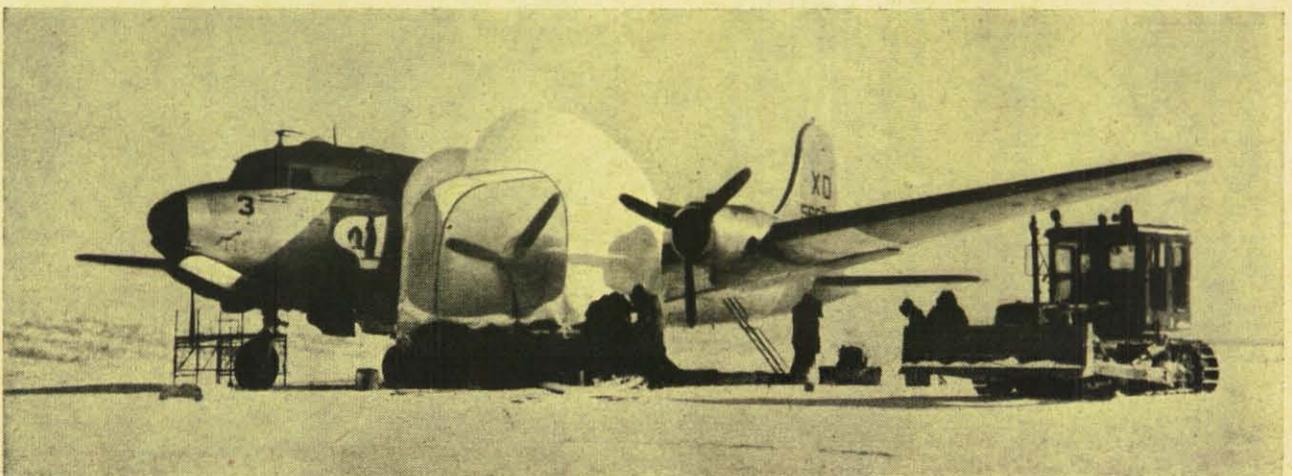
Fortsetzung Seite 20



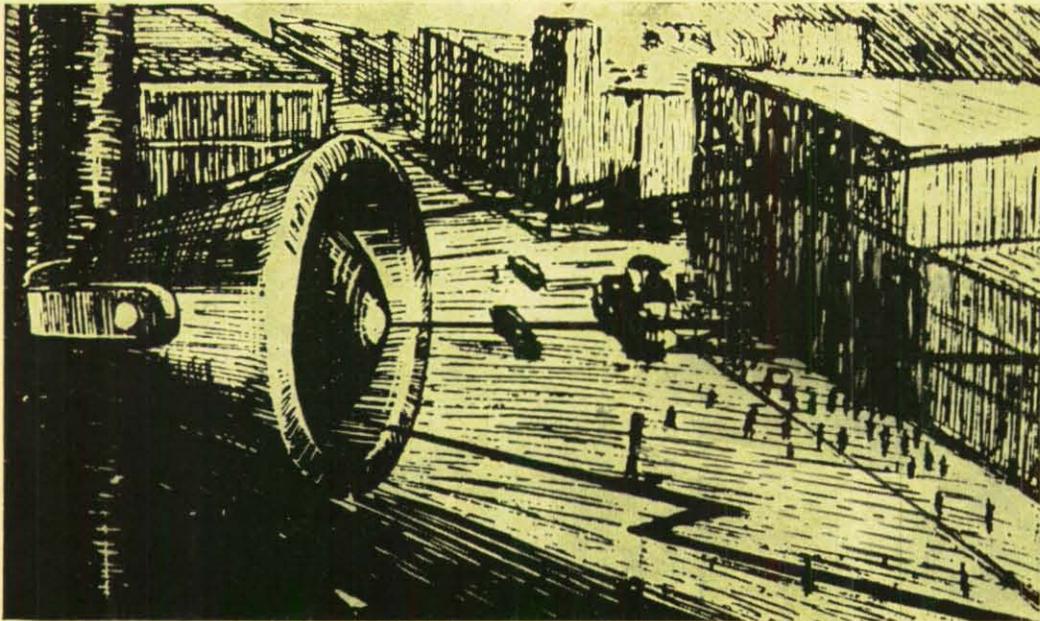
Über steile Eisklippen stürzen von den Grönlandgletschern Schmelzwasser herab. Amerikanische Wissenschaftler berechnen, wie sich die Schmelze zur Neubildung der Eismassen verhält. Es hat Zeiten gegeben, in denen die Erde frei war von ewigem Eis, und Zeiten, in denen 32% der Erdoberfläche von Eismassen bedeckt waren. Jetzt sind es immerhin noch ungefähr 10%. Darf und kann der Mensch in diese gewaltigen Naturprozesse eingreifen?

Eisbedeckte Gebiete und das Klima unserer Erde stehen in gewissen Zusammenhängen, die nun genau erforscht werden sollen. Die Niederschlagsmengen vergangener Jahrhunderte lassen sich an Hand der Eisschichten rekonstruieren. Durch Bohrungen wurde Gletschermark bereits aus einer Tiefe von 439 Metern hervorgeholt. Für die Bestimmung der Jahresschichten sind die Aschenteilchen vom gewaltigen Vulkanausbruch des Krakatau im Jahre 1883 sehr wichtig, die man in Grönland in 45, in der Antarktis jedoch bereits in 18 Meter Tiefe findet.

Die Kälte überlistet hat das Bodenpersonal der amerikanischen Flugstützpunkte in der Antarktis. Damit die Heißluft zum Anwärmen der Flugmotoren nicht wirkungslos in den südpolaren Himmel verpufft, wurde eine Nylonhülle erfunden, die um die Motorgondel gelegt wird.



Zum Luftschutz: Ja! - sonst immer:



„Sirenengeheul – Alarm!“ Was ist zu tun? Das versucht man in der Sowjetunion der Bevölkerung in aller Eindringlichkeit auf diese Art zu zeigen. Das Signal „Luftalarm“ wird durch Sirenen der verschiedensten Bauart akustisch ausgelöst. Wie auch in anderen Ländern ist dafür eine Art schriller Heulton vorgesehen.

Mit behelfsmäßigen Mitteln kann der Alarm in den Fabriken und Wohnhäusern weitergegeben werden. Auf dem militärischen Sektor wird vor „Gasangriffen“ mit behelfsmäßigen Mitteln (Eisen od. Blech) gewarnt.

Mit fast übersteigter Gründlichkeit wird in der Sowjetunion der zivile Luftschutz betrieben. Darüber berichteten wir in Nr. 9 der ZB-Illustrierten. Die in dem veröffentlichten russischen Luftschutzdokument enthaltenen Einzelheiten der Schutzanweisung lassen im wesentlichen zwei Tendenzen erkennen: Einmal wird darin in aller Eindringlichkeit auf die verschiedenartigen Gefahren hingewiesen, die ein Zukunftskrieg mit sich bringen kann — es wird dabei nichts bagatellisiert und nichts verschwiegen —, zum anderen wird die Möglichkeit des behelfsmäßigen Schutzes stark betont. Man macht sich dabei in hohem Maße die Erfah-

rungen aus dem letzten Weltkrieg nutzbar. Die Illustration ist so gestaltet, daß jeder das Wesentliche erfassen kann. Bewußt verzichtet man dabei auf alle langatmigen theoretischen Erklärungen sowie auf wissenschaftliche Begriffe. Mag diese Art der Aufklärung uns selbst auch primitiv erscheinen, die belehrende Wirkung ist da. „Du kannst in völlig neue Gefahren geraten — aber du kannst dich schützen!“ — Eine nüchterne Tendenz, die zu der außenpolitischen Propaganda der Sowjets — auch in bezug auf die Luftschutzbemühungen in den westlichen Ländern — im krassesten Gegensatz steht.



Schnell die Schutzmaske anlegen. Das ist bei einem Gasangriff das erste Gebot. Inwieweit auch die Bevölkerung mit Schutzmasken ausgerüstet ist, wissen wir nicht. Auf jeden Fall rechnet man in der Sowjetunion mit der Möglichkeit, daß chemische Kampfstoffe im Kriegsfall eingesetzt werden könnten.



„Du wirst auch unter der Schutzmaske arbeiten müssen!“ Diese weitgehende Forderung stellt man für den Fall eines Krieges an den russischen Arbeiter. Man glaubt also offenbar an eine längere Luftgefährdung und klärt die Bevölkerung darüber ganz radikal mit allen Mitteln auf.



Der behelfsmäßige Atemschutz wird in diesem Bild gezeigt, obwohl er im Hinblick auf die inzwischen erfolgte Weiterentwicklung der chemischen Kampfstoffe sehr fragwürdig ist. „Greife auch zu Behelfsmitteln. Das ist besser, als schutzlos zu sein“, empfiehlt man der Bevölkerung.



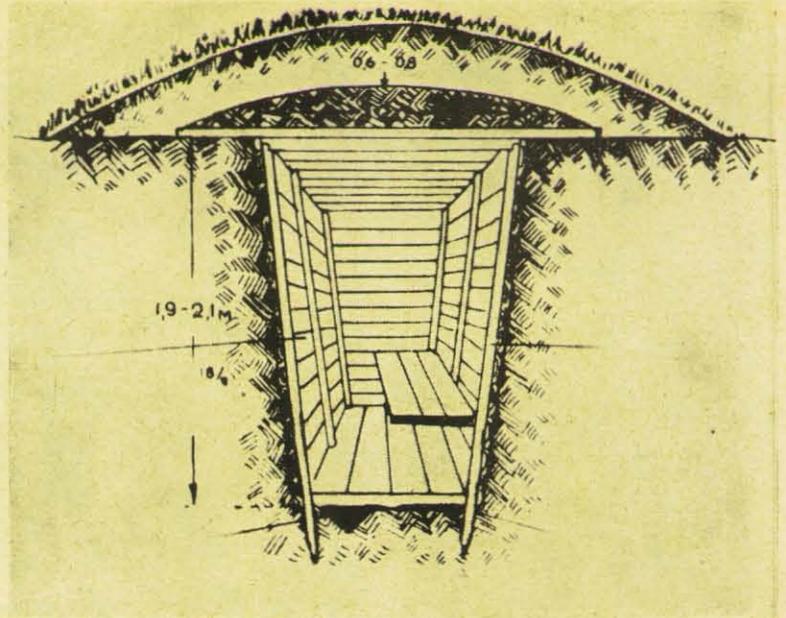
Selbstschutz, das bedeutet in der Sowjetunion die Selbstanfertigung und das Anlegen behelfsmäßiger Schutzkleidung: Umhänge, Handschuhe, Fußbekleidung. Sie kann unter Umständen gegen Geländekampfstoffe und auch gegen radioaktive Niederschläge schützen. Aber das ist immer relativ.

Njet!

Sowjetisches Dokument
zur Aufklärung der Zivil-
bevölkerung — 2. Teil

22 Millionen ausgebildete Helfer in der Sowjetunion

Chruschtschow: „Regierung und Partei tun alles, was in
ihrer Macht steht, um die Bevölkerung zu schützen...“



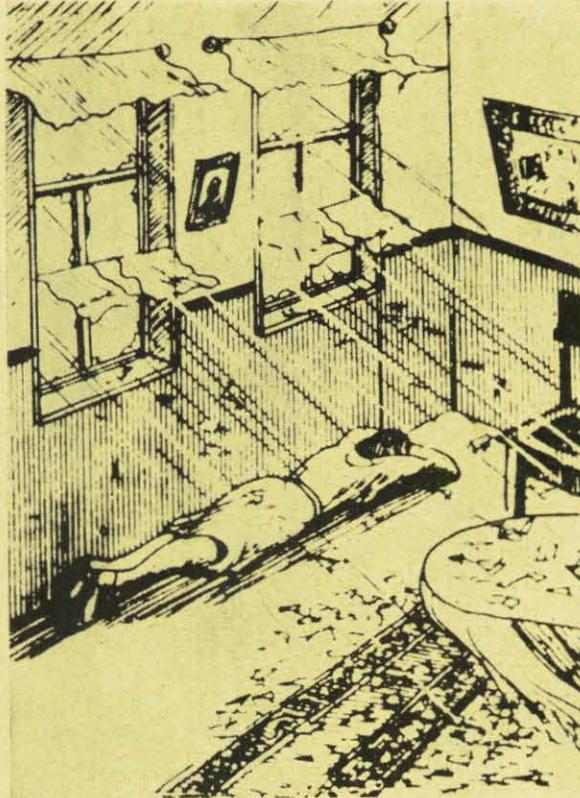
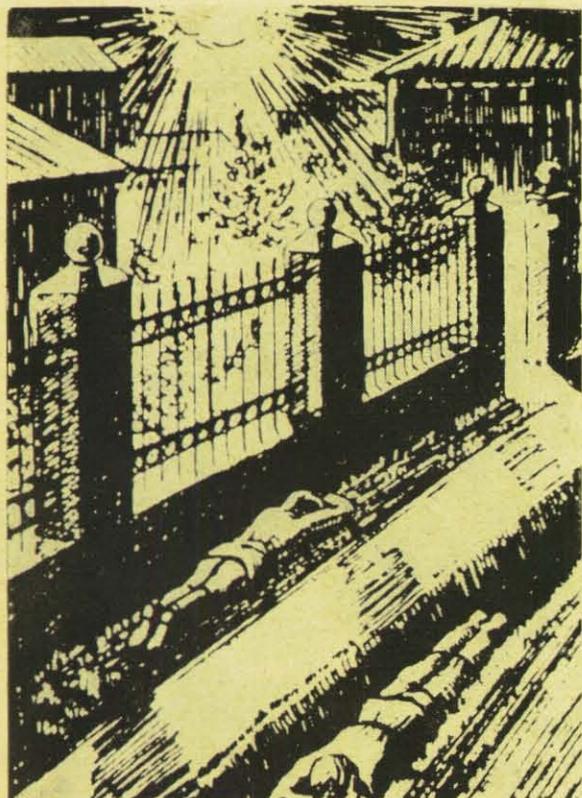
Einzelschutz und Sammelschutz sind die zwei Haupt-
themen des sowjetischen Luftschutzplakates. Ganz unabhän-
gig von der tatsächlichen Wirkung der modernen An-
griffsmittel werden die Sowjetbürger mit dem Bau von
behelfsmäßigen Schutzgräben eingehend vertraut gemacht

Großer Wert wird auf die Belehrung der Bevölkerung im
richtigen Verhalten in den endgültig ausgebauten Schutz-
räumen gelegt. Ihre wohnliche Ausgestaltung weist darauf
hin, daß man auf einen notwendig werdenden längeren Auf-
enthalt vorbereitet und entsprechend eingerichtet sein will.



Fortsetzung im nächsten Heft:

Vorbeugen in Spannungszeiten
Schutz im vergifteten Gelände
Behelfsmäßige Entgiftung



„Du mußt schnell Deckung nehmen, wenn du von
einem Atombombenangriff überrascht wirst. Jeder Mauer-
vorsprung kann dich schützen.“ Diese Anweisung ent-
spricht den internationalen Lehren der Schutztechnik und
ist auch in den Merkblättern anderer Staaten enthalten.

Auch daran ist gedacht, wie sich die Bevölkerung zu
verhalten hat, wenn sie in der Wohnung von einer Atom-
bombendetonation überrascht wird: Schnell Deckung nehmen
unter oder zwischen den Fenstern. Durch Anpressen des Kör-
pers an den Fußboden findet man immerhin etwas Schutz.

Im Keller Schutz suchen! So lautet die generelle An-
weisung der sowjetischen Behörden an die Bevölkerung.
Der behelfsmäßige Teilschutz wird in jedem Falle für besser
und richtiger gehalten als absolute Schutzlosigkeit in den
Gefahren, die ein evtl. Zukunftskrieg mit sich bringen würde.



Der große Schlager — kleines Haus im Grünen

4. Folge

◀ **Alte Baumbestände**, gepaart mit neuen Anpflanzungen, verleihen den unregelmäßig zu einer kleinen Kolonie zusammengestellten Fertighäusern eine liebliche Atmosphäre, in der man glauben kann, täglich in Ferien zu sein.

Die Erinnerung an Barackenlager wird manchen davon abschrecken, sich ein Fertighaus aus Holz anzuschaffen. Doch zu Unrecht. In hübscher Landschaft nehmen sich kleine Holzhäuser reizend aus. Sie dürfen nur nicht in Reih und Glied stur aneinandergedrängt, sondern sollten anmutig, locker und zwanglos gruppiert werden. Ein heiterer Anstrich kann ein gepflegtes Aussehen verleihen. Romantiker mögen darauf verzichten und wie bei Blockhäusern im wilden Westen und bei Jagdhütten das Holz in seiner Natürlichkeit belassen. — Fertig- und Halbfertighäuser haben ihre Vor- und Nachteile. Die Lebensdauer ist mit ungefähr 150 Jahren bei einfacher Holz- gegenüber der Steinbauweise verhältnismäßig gering. Das schnelle Aufrichten von Fertighäusern, das manche Scherereien mit langen Bauzeiten ersparen mag, und die Billigkeit sind verlockend. Doch ist zu bedenken, daß bei der Errichtung eines Heimes nur ein Teil der Kosten auf den eigentlichen Bau, ein anderer Teil aber auf das Grundstück, den Anschluß an die Versorgungsnetze und — bei Fertighäusern — eventuell noch auf eine Unterkellerung entfällt. Auf sie sollte man nicht verzichten. Sie wirkt sich günstig auf die Fußbodenwärme aus. Zugleich wird Lagerraum geschaffen, und, wer weiß, ob wir nicht eines Tages sehr froh sind, wenn wir in einem Keller zumindest behelfsmäßig Schutz finden können.

Vom Fließband ins Idyll

Einfache Fertighäuser gewinnen durch reizvolle Landschaft



Ein Wohnbauwettbewerb in Schweden, an dem sich viele Parteien beteiligten, hat von seiten des Staates ein einstöckiges, geräumiges Wohnhaus hervorgebracht. Bei Serienfertigung soll es nur etwa 21 000 DM kosten. Es enthält drei Zimmer, Diele, Küche, Bad, Speise- und Abstellraum und hat große Fenster zur Gartenseite.



◀ Für den sozialen Wohnungsbau, der in fast allen Ländern eine wichtige Aufgabe darstellt, wurde auf der diesjährigen Londoner Ausstellung „Das ideale Heim“ ein Doppelhaus in Vorschlag gebracht, bei dem das einzelne Haus nicht mehr als rund 12 000 DM kosten soll.



◀ **Holzhäuser von der Stange** sind in Amerika große Mode. Sie können in Teile zerlegt, leicht und schnell aufgerichtet oder abgeschlagen werden. Hat sich ein Käufer für den Typ entschieden, braucht er — gemeinsam mit seiner Frau — nur noch die Farbe zu wählen.



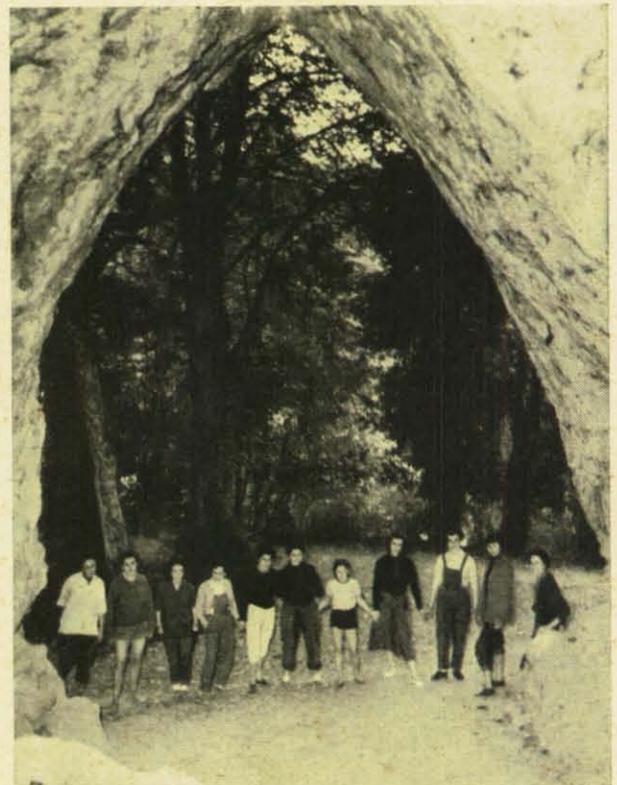
Camping - einmal ganz anders

Pariser Schule für Urgeschichtsforschung auf den Spuren der Vorzeit

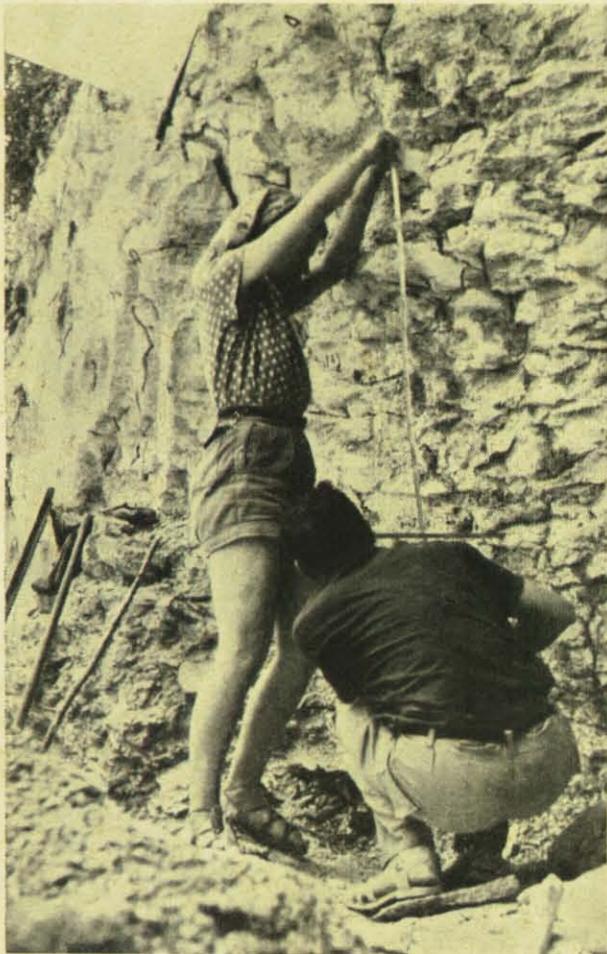


Protokollantin Magali Zurcher, damit beauftragt, alle Fundstücke — vom Feuersteinsplitter und Kieselchen aus einem Vogelmaden angefangen — genau zu kennzeichnen und zu registrieren. Die Auswertung erfolgt später.

Es sind Campinggefährten besonderer Art, die in jedem Sommer für einen Monat in Arcy-sur-Cure, im Departement Yonne, zusammenkommen. Sie wissen viel von Archäologie, von Höhlen- und Völkerkunde und nutzen die Tage auf ihre Weise. Um sieben Uhr früh verlassen sie die Zelte, frühstücken kurz und machen sich dann an die Arbeit. In uralten Höhlen — nach dem Zweiten Weltkrieg erst wurden sie entdeckt — graben und schaufeln sie, ziehen auch Gräben und verfrachten in Kisten all das, was von Rentieren, Polarfüchsen, Rothirschen, Hyänen und anderem Getier im Laufe der Jahrtausende übrigblieb. Sie bestimmen auch die Bodenschichten, dazu das Gestein, wühlen und schürfen unermüdlich. Um 13 Uhr gibt es ein kräftiges Essen, das zwei von den dreißig — es sind Studenten und Professoren — abwechselnd bereiten. Und dann wird wieder fleißig gegraben. Dazwischen auch manchmal belehrt, gezeichnet und immer, versteht sich, diskutiert. Manchmal bis spät in die Nächte hinein. So reihen sich die Tage, und sie sind zufrieden. Doch ihre Gedanken kreisen nur um Grabungen. Sie spüren völlig im Ungewissen, wollen jedoch ergründen, wie es vor Jahrhunderttausenden, da den Boden noch Steppe bedeckte, hier ausgesehen hat. 26 Erdschichten aus schriftloser Zeit haben sie schon ermitteln können. Doch sie streben weiter und entdecken immer wieder Neues.



In Arcy-sur-Cure bei Paris: Studierende der Archäologie, der Höhlen- und Völkerkunde, vor dem Eingang zu den beiden uralten, übereinanderliegenden Höhlen, die einst immer neuen Horden eiszeitlicher Jäger nacheinander Unterschlupf boten.



Campinggirl bei der Arbeit! Die Lagerstätte einer Menschenhorde wurde angeschnitten. Unter Mithilfe eines Studenten heißt es nun, eine Höhlengrube zu vermessen, die einst den Urmenschen als Vorratskammer diente.



Ans Tageslicht kommt ein Mammutknochen! Der Chef der „Schatzsucher“, Dr. Boissonat, legt den kostbaren Fund mit aller Sorgfalt frei. Natürlich wird auch die Fundschicht zeitlich bestimmt, woraus Rückschlüsse auf die eventuelle Existenz von Mammutjägern gezogen werden können. Ob allerdings der Urzeitjäger von Arcy das Mammut, das gewaltigste Tier der Eiszeit, noch gesehen hat, konnte bisher noch nicht in allen Teilen einwandfrei erwiesen werden.

Du wirst die Zukunft noch erleben

Copyright: Gebr. Weiß-Verlag

Je nach ihrer Diagnosekarte, die sich die behandelnde Krankenschwester von der Kartezentrale auf den Bildschirm bestellte, erhielten die Patienten Hormonspritzen, Frisch- oder Trockenzellen, synthetische Drüsenpräparate oder eines der anderen zwei Dutzend Mittel, mit denen die moderne Medizin den Vorgang des Alterns aufzuhalten und den Tod hinauszuschieben vermochte, je nach Lage des Falles und individueller Reaktion.

Wer von den Patienten im Anschluß an die klinische Betreuung den Sozialgerontologen zu sehen wünschte, konnte dies ohne weitere Anmeldung tun. Wir wechselten mit einer der Frauen, die diese wichtige Funktion ausübten, in einer freien Minute ein paar Worte. Sie zeigte uns ihre Kartei.

„Jede Karte ist ein Spezialproblem“, erklärte sie, „aber fast immer dreht es sich um den einen Zentralpunkt: die Patienten wollen Arbeit. Sie brauchen Arbeit, denn sonst hätte ihr Weiterleben keinen Sinn. Fehlt ihnen das Bewußtsein, daß sie der Welt noch etwas zu geben haben, dann helfen alle Pillen und Spritzen nichts — dann gehen die Menschen zugrunde. Meist läuft es darauf hinaus, daß sie mit 70 oder 80 eine völlig neue Laufbahn einschlagen wollen. Wir tun, was wir können — aber heutzutage, da die allgemeine Arbeitszeit ohnehin schon so kurz ist, stehen wir oft vor einer unlösbaren Aufgabe...“

„Und wie versuchen Sie das Problem zu lösen?“

„Nun, meistens dadurch, daß wir die Betroffenen veranlassen, ihr ‚Hobby‘, ihr Steckpferd, als Ganztagsbeschäftigung zu betreiben. Oder wir versuchen sie zu neuen Beschäftigungen, wie Gartenmusik, Malen, Tischlern, Sammeln von allerlei Dingen oder zu anderer nützlicher Tätigkeit anzuregen.“

„Vom ästhetischen Gesichtspunkt aus ist es wohl zu begrüßen, daß die Menschen länger jung bleiben“, sagte ich und dachte dabei an die schöne Maika, „aber wird die Langlebigkeit nicht die Einstellung der Menschen zum Tod grundlegend ändern?“

„Soweit wir im Augenblick die Dinge übersehen“, antwortete Professor Korff, „sind es zwei Tendenzen, die sich stär-

ker herausbilden. Die eine ist die, daß die Menschen mehr am Leben hängen, weil es ihnen mehr zu bieten hat; sie werden vielleicht feige und übervorsichtig, weil sie mehr zu verlieren haben. Die andere Tendenz — nun, das ist nur eine Vermutung, die erst in Zukunft ihre Bestätigung finden kann — ist die, daß ein Individuum, wenn es ein Alter von 120 Jahren erreicht hat, möglicherweise einen ‚Todesinstinkt‘ entwickelt, eine Freude auf das Nicht-mehr-Sein, auf das Nirwana, auf das es sich vorbereitet wie auf einen langen Schlaf nach dem schweren Arbeitstag.“

Im Forschungslaboratorium der Universalklinik hing eine riesige Weltkarte. Sie war so bunt wie die Landkarten in einem Schulatlas, aber sie zeigte weder Staatsgrenzen noch geographische Formationen. Sie zeigte die Verbreitung bestimmter Krankheiten während der letzten fünfundsiebzig Jahre.

In Ecuador war eine Provinz, Loya, in leuchtendem Rot markiert. Dort, so wurde mir erklärt, gab es keine Herzkrankheiten. Teile der brasilianischen Provinzen Minas Geras, Goias und Baya erschienen grün: hier waren Krebserkrankungen unbekannt. Weite Teile Nord Sibiriens und Kanadas, auf der Karte gelb eingezeichnet, waren erkältungsfrei. Aber völlig weiß — frei von jeder Krankheit — waren nur zwei kleine Gebiete: das Land der Hunza in einem Gebirgstal des Himalaja und etwa 120 Quadratkilometer in der westafrikanischen Provinz Gabun; dorthin flohen einst Elefanten und Büffel, Anti-

Nach einem tiefen Schlaf, der 25 Jahre andauerte, erwacht der Reporter Egon Larsen in einem Krankenhaus, das von Professor Naidu geleitet wird. Er ist vollkommen gesund, kaum gealtert und macht sich im Auftrage seiner Zeitschrift daran, die „Welt von heute“, man schreibt das Jahr 1983, zu entdecken. Auf Straßen und Plätzen, in Haushalten und in Geschäften stößt er auf Wunder über Wunder. Mit der schönen Pressechefin der Weltregierung unternimmt er eine Reise, deren Ausgangspunkt Indien ist. In einer automatischen Fabrik lernt er die Maßnahmen der Betriebsleitung zur Freizeitgestaltung der Arbeiter kennen und erlebt in Nicosia, mit welchen Mitteln ein „Zwangspatient“ wieder ganz gesund gemacht wird.

lophen und Zebras, wenn sie sich krank fühlten. Jetzt befand sich dort eine aus allen Ländern besetzte Kolonie von Kranken, deren verschiedene Leiden einst als unheilbar gegolten haben mochten; nach Ecuador sandte man Herzranke zur Kur, nach Brasilien Krebsleidende, deren Leiden selbst den wirkungsvollen modernen Behandlungsmethoden Widerstand leisteten.

Als wir die Klinik verließen, mußten wir uns wohl oder übel wieder den realen Fragen unseres eigenen Daseins zuwenden.

Dr. Naidu wurde in London zurück erwartet, wollte aber auf dem Heimweg seinen Jungen abholen. „Eric's Ferien beginnen morgen, und ich will ihn mit nach Hause nehmen. Er ist in einem der besten internationalen Internate auf der Insel Mainau im Bodensee.“

„Ich käme gern mit, wenn es Ihnen recht ist“, sagte ich. „Das heutige Erziehungssystem interessiert mich ganz besonders. Und dann möchte ich vor allem nach London. Vergessen Sie nicht, daß ich es bis jetzt nur vom Krankenhausfenster und vom Hubschrauber aus gesehen habe.“

Land des Einhorn

Mainau, die kleine Insel im Bodensee, war wie geschaffen dazu, das modernste internationale Schulheim aufzunehmen.

Einer der Prinzen Bernadotte, der in dem berühmten Schulinternat Salem, zehn Kilometer von der Insel entfernt, erzogen worden war, hatte den Einfall gehabt, diese Insel zum Sitz eines pädagogischen „Laboratoriums“ zu machen, in dem die fortschrittlichsten Unterrichts- und Erziehungsmethoden in der Praxis ausprobiert werden sollten.

Inzwischen war Mainau längst kein „Laboratorium“ mehr; seine Gedanken, Prinzipien und Methoden waren Gemeingut aller modernen Schulen der Welt geworden. Wer aber die Arbeit der Heranbildung einer neuen Generation zu Weltbürgern — zu Bürgern des 21. Jahrhunderts — durch die besten Erzieher der Neuzeit beobachten wollte, der mußte Mainau besuchen.

Rund um die schöne Barockkirche waren mitten unter Palmen und Zitrusbäumen die Glaswürfel der Klassenzimmer aus dem Boden gewachsen — kleine für drei oder vier Kinder und

größere, die zwanzig Pulten Raum boten; aber Klassen mit mehr Schülern gab es nicht. In diesen Zeiten, da der Beruf des Lehrers der höchstqualifizierte und höchstbezahlte innerhalb der Gesellschaftsordnung war und da für die Erziehung ebenso unbeschränkte Mittel zur Verfügung standen wie einst für Armeen und Waffen, richtete sich die Zuteilung der Schüler in ihre Klassen nicht danach, ob zufällig noch ein Platz in einem schon überfüllten Schulraum gefunden werden konnte, sondern einzig und allein nach den Bedürfnissen des Kindes. Die meisten kamen am besten in Gruppen von drei bis vier Kameraden vorwärts, Gruppen, die nach den speziellen Anlagen der Jungen und Mädchen zusammengestellt wurden; andere aber brauchten eine größere Gemeinschaft — Sinnbild der Gesellschaft, in der sie einst ihre Rolle würden zu spielen haben —, um ihre besten Anlagen zu entfalten.

Das Schloß war das Hauptquartier des Schulheims — hier wohnten die Kinder, und von hier aus wurden die technischen und verwaltungsmäßigen Angelegenheiten bearbeitet. Da gab es ein komplettes kleines Fernsehstudio, in dem die Schüler klassische und eigene Stücke inszenierten, von dem aus aber auch naturwissenschaftliche Sendungen für die daran interessierten Klassen stattfanden — ich kam bei meinem Rundgang gerade zurecht, um die Übertragung eines millionenfach vergrößerten Schnupfenvirus aus dem Elektronenmikroskop zu beobachten. Keiner der Techniker im Studio und Schaltraum war älter als vierzehn Jahre.

Examen wurden nicht abgehalten, eine Aussprache, die der Lehrer mit seinen Schülern hatte, wenn sie die Schule verließen, wurde als bessere Grundlage für die Beurteilung der Schüler angesehen als eine offizielle Prüfung.

„Kann ein Schüler bei diesem Examen, wenn man es so nennen will, auch ‚durchfallen‘?“ fragte ich den Direktor, Herrn Dr. Lindman.

„Das ist ein völlig veralteter Begriff“, erwiderte er. „Es stellen sich oft Schwächen einer Schülerpersönlichkeit heraus — aber die spürt ein Erzieher, der diesen Namen verdient, natürlich schon während der Schulzeit und nicht erst beim Schlußexamen, wie das früher der Fall war. Uns geht es darum, den jungen Leuten jede Möglichkeit zu geben, ihre Talente auszubilden, ganz gleich, auf welchem Gebiet sie liegen. Und da jeder Mensch auf mindestens zwei Gebieten begabt ist, muß der Erzieher in beiden Richtungen vorgehen.“

„Heißt das, daß man ihn schon in der Schule für die Freizeitgestaltung oder für einen zweiten Beruf vorbereitet?“ fragte ich.



◀ **Ein Atom-Chemiker bei der Arbeit!** Es geht um die Radioaktivität eines Elements, das sich unter einem Luftschauch befindet. Dabei ist äußerste Vorsicht am Platze. Der Schutzanzug allein kann die Gefahr nicht bannen. Eine Atemmaske und ein Detektor im Knopfloch dürfen nicht fehlen. Auch ist es gut, auf jeden Zeigefinger einen Ring aus Plastikmaterial mit einem Film, der gegen Strahlungen empfindlich ist - siehe unser Bild - aufzuziehen.

„Genau das streben wir an“, antwortete der Direktor. „Sie dürfen nämlich eines nicht vergessen: Die Kinder, die heute zur Schule gehen, werden sehr alt werden; da kommt dann der Punkt, an dem die Umschaltung zu einem alternativen Beruf erfolgen muß. Talente und Interessen wechseln, und ein wenig von diesem Wechsel im Laufe eines langen Lebens muß der Erzieher voraussehen können. Im übrigen sollte jeder vollwertige Mensch unserer Zeit sich in mindestens zwei Sphären zu Hause fühlen. Der Elektroingenieur, dem die bildende Kunst oder die Menschheitsgeschichte ein Buch mit sieben Siegeln ist — oder die Modezeichnerin, die keine Ahnung vom Funktionieren der Weltregierung hat: das dürfte es eigentlich nicht mehr geben. Und dafür müssen wir sorgen.“

„Die älteren Schüler scheinen mit den laufenden Berichten der Berufsplanungsstelle vertraut zu sein. Richten sich nun alle nach den praktischen Möglichkeiten, die sich daraus ergeben, oder versuchen nicht auch viele, in romantisch klingende Berufe hineinzukommen — Berufe, in denen Geld, mehr Ehren und Titel zu erwerben sind als in anderen, bescheideneren?“

Dr. Lindman lachte. „Geldsucht ist eine Krankheit wie die Gelbsucht, heißt das Motto der Psychologen, das neuerdings zum Sprichwort geworden ist. Daher erleben wir auch eine steigende sozialen Ächtung des Geldsüchtigen. Die Gesellschaft garantiert jedem, daß er bis an sein Lebensende menschenwürdig existieren kann, und gibt ihm alle Möglichkeiten der Entfaltung seiner Talente — was will man mehr? Nicht viel anders ist es mit den Titeln. Sie sind im Aussterben, und die Titelsucht stirbt mit ihnen...“

„Aber es muß doch Ehrgeiz unter den jungen Menschen geben!“

„Sicherlich. Sie wollen auf den von ihnen gewählten Gebieten mehr leisten als ihre Kollegen. Und natürlich hat heute jeder einen ganz besonderen Ehrgeiz — daß er einmal Mitglied der Schweitzer-Russell-Hahn-Foundation wird. Aber dazu muß man schon Spitzenleistungen vollbringen, wie Dr. Naidu zum Beispiel.“

„Sind nicht die technischen Berufe, die sich mit der Bedienung der vielen Geräte und Maschinen auf allen Gebieten befassen, besonders beliebt?“

„Nicht beliebt genug, als daß sich der gewaltige Bedarf an Fachleuten decken ließe — und es gibt nie genug mathematisch begabte Köpfe. Man verißt leider immer wieder, daß die Maschinen nur das tun können, was man ihnen vorschreibt. Damit die Maschinen die Menschen bedienen können, braucht man Menschen, die die Maschinen bedienen!“

„Diese technischen Mathematiker sind also wohl heute die Aristokratie der Gesellschaft?“

„Nicht in der Erziehung. Wir kennen keine aristokratischen Berufe. Ein Beruf ist so wichtig wie der andere — das ist das Motto, das wir den jungen Leuten immer wieder einschärfen. Früher brachte man der Masse der Kinder gerade das Lesen, Schreiben und Rechnen bei und erzog eine intellektuelle Aristokratie für die führenden Posten in der Gesellschaft. Heute heben wir mit all unseren Kräften das Niveau aller jungen Leute auf die größte Höhe, die wir erreichen können — im Wissen, im Können und vor allem in der Persönlichkeit.“

Dr. Naidu und ich bekamen Gelegenheit, Erics letzte Unterrichtsstunde vor den Ferien zu besuchen.

Vier kleine Kinder, zwei Jungen und zwei Mädchen, saßen vor Kästchen mit beleuchteten Mattscheiben — ein Kästchen auf jedem Pult. Auf den Mattscheiben rollten Zeilen mit einfachen Wörtern nach dem oberen Rande zu ab wie die Besetzungsliste in einem Film. Ein Kind nach dem anderen wurde von dem Lehrer aufgerufen und mußte lesen:

Ap—fel
Bir—ne
Da—me
E—sel
Fi—bel
Ga—bel...

Als das letzte Wort von unten auf-

tauchte, waren die beiden ersten bereits nach oben verschwunden. Der Lehrer drehte ein wenig an seinem Knopf am Katheder. Das Tempo der abrollenden Zeilen beschleunigte sich unmerklich:

Ho—se
Ju—bel
Ker—be...

Wieder drehte der Lehrer am Knopf. Eric, der gerade dran war, kam nicht mehr mit und blieb stecken — oder vielmehr das Wort entwischte ihm, ehe er es noch hatte buchstabieren können. Aber er hatte seinen Stolz. „Darf ich's noch mal versuchen?“ fragte er. „Und bitte rasch — ganz rasch!“

„Das war schon ziemlich schnell“, sagte der Lehrer, „aber versuch es noch einmal, Eric.“

Und diesmal schaffte es der Junge.

Ich blieb und unterhielt mich mit dem jungen Lehrer über die neue Methode, lesen zu lernen. „Als ich in die Volksschule kam, lernten wir nur Buchstaben lesen“, erklärte er. „Dabei kam es überhaupt nicht auf das Tempo an. Wir setzten die Silben und Wörter zusammen, und es blieb dem einzelnen Schüler überlassen, wie schnell er sie buchstabierte. Was blieb damals auch anderes übrig — in einer Klasse mit dreißig, vierzig oder gar fünfzig Kindern?“

Er führte mich in eine Ecke des gläsernen Würfels, der so gar nicht wie ein Klassenzimmer aussah. Dort stand eine Art Guckkasten. Ich mußte hineinschauen und sah einen hell beleuchteten Schrifttext langsam abrollen. „Lesen Sie, wie Sie normalerweise lesen!“ sagte der Lehrer.

Nach zwei Minuten knipste er das Gerät aus und nahm eine kleine Magnetbandrolle aus dem hinteren Teil des Geräts („Ophthalmograph“ genannt). Diese Rolle setzte er in einen Magnetbandprojektor ein.

Auf der Wand über dem Katheder erschien nun der gleiche Text, den ich soeben gelesen hatte; aber über den Zeilen und Wörtern spielte ein Lichtpunkt, huschte eine Zeile entlang und zurück, hinauf und hinunter...

„Was Sie da wie ein Irrlicht herumgeistern sehen, das ist der von Ihren Augen beschriebene Weg beim Lesen — die Maschine hat das in Gestalt eines Lichtreflexes festgehalten. Erkennen Sie, wie Sie lesen? Die eine Zeile schnell, die andere langsam; hier bleiben Sie an einem nebensächlichen Wort hängen, dann springen Sie auf eine schon früher gelesene Wortgruppe zurück, eilen wieder vorwärts, suchen eine Zeitlang die Stelle, bis zu der Sie gelesen haben...“

„Das ist ja schrecklich“, sagte ich, ehrlich entsetzt. „Als Journalist sollte man doch schließlich sein eigenes Handwerk...“

Der Lehrer fiel mir lachend ins Wort: „Machen Sie kein so entgeistertes Gesicht! Sie sind nicht der einzige, der so unsystematisch liest — fehlerhaft, wie wir's heute nennen. Das tun nämlich alle Leute, die vor Einführung der neuen Schnelllesemethode in den Schulen Lesen gelernt haben. Sie merken es nur nicht — aber der Apparat hier zeigt es schonungslos!“

„Und worin besteht die neue Methode?“

„Früher brachte man den Kindern erst die Buchstaben und dann die Wörter bei; das Lesetempo blieb ihnen überlassen. Heute geht man sofort weiter und lehrt die Kinder, ganze Wortgruppen zu lesen. Wer früher so wie Sie lesen lernte, bringt es daher auf ein Durchschnittstempo von 300 Wörtern in der Minute. Jedes der Kinder, die wir heute unterrichten, wird eine durchschnittliche Lesegeschwindigkeit von 700 Wörtern erreichen und während des ganzen Lebens beibehalten.“

„Aber versteht und behält man bei diesem Tempo auch das, was man gelesen hat?“

„Sogar besser als beim langsamen Lesen; durch systematisches Lesen wird die Konzentrationsfähigkeit erhöht. Es ist reiner Aberglaube, daß der langsam Lesende den Sinn des Texts besser erfasse.“

„Und wie verfahren Sie bei der Poesie? Jagen Sie Ihre Schüler mit dem

In der nächsten Nummer beginnt:

Unsichtbare Hände

Ein Tatsachenbericht um Geld, Gold und Kunst von Hellmut Andics

gleichen atemberaubenden Tempo auch durch Goethe und Milton?“

„Die Poesie kann jeder so langsam oder so schnell lesen, wie er will. Die Ausbildung im raschen Lesen tötet nicht notwendigerweise die Fähigkeit, die Schönheit von Versen zu genießen. Wenn man auch einen schnellen Wagen fahren kann, so bedeutet das noch nicht, daß man nicht auch zu Fuß gehen und sich an der Natur erfreuen kann!“

Eric wollte seine Mutter in ihrem Pariser Büro besuchen, und Dr. Naidu beschloß, die Fahrt nach London für einen Tag zu unterbrechen. „Ich denke“, sagte ich, „da werde ich viel anzuschauen haben. Ich bin sehr gespannt, wie Paris jetzt aussieht!“

Dr. Naidu blickte mich mit einem vielsagenden Lächeln an. „Sie werden sich wundern“, sagte er.

Es mag gewiß merkwürdig klingen, aber tatsächlich bescherte mir, seitdem ich im Jahre 1982 erneut die Welt betreten hatte, Paris die erstaunlichste Überraschung, denn die Stadt hatte sich überhaupt nicht verändert! Genau das zu sehen, was ich vor einem Vierteljahrhundert bereits gesehen hatte, durch dieselben Straßen mit denselben Geschäften und Gaststätten zu wandern, dieselben Laute zu hören und dieselben Gerüche zu schnuppern, das war ein derart erregendes Erlebnis, das ich es kaum beschreiben kann...

Die Menschen von Paris mußten dem Wandel dieser Jahre mit all ihrer traditionellen Hartnäckigkeit widerstanden haben — und mit ihrer Weisheit. Ich hätte die Kopfsteine von Montmartre küssen und den ersten „flic“ mit seiner Pelerine und seinem „bâton“ umarmen können. Sollte es mich jemals danach verlangen, dem modernen Zeitalter den Rücken zu kehren, so werde ich mich in Paris niederlassen.

„Lassen Sie sich nur nicht täuschen“, sagte Dr. Naidu. „Paris ist nicht Frankreich, heutzutage weniger denn je. Sie werden in der französischen Provinz die modernsten Entwicklungen feststellen: den neuesten Baustil, höchst fortschrittliche Industrieunternehmen, alles, was es an Neuem auf dem Gebiete der Technik und der Forschung gibt. Paris ist ein lebendes Denkmal der Vergangenheit, während Frankreich als Ganzes genommen sich ungeheuer verändert hat. Nehmen Sie z. B. die gewaltige Umstellung, die das Berufswesen erfahren hat. Der Weinbau spielt bei weitem nicht mehr die Rolle wie früher. Die Landwirtschaft ist im höchsten Maße technisiert. Der Bergbau —“

„Sagen Sie mir eins“, unterbrach ich ihn, „ist Paris immer noch die Weltstadt der Frauenmode?“

„Ich bin zwar kein Fachmann auf diesem Gebiet“, erwiderte Dr. Naidu, „aber ich glaube, daß es erst vor kurzem diese Rolle wiedererobert hat. Ich weiß, daß meine Frau bis vor einiger Zeit die neuesten Modelle immer aus

München bezogen hat. Jetzt aber ist Paris wieder das Mekka der Weltmode.“

Ich hatte die Ankündigung einer Schau der „Mode des Monats“ gelesen, und nur mit großer Mühe gelang es mir, zu der Salle de la Haute Couture auf den Champs Elysées Zugang zu bekommen. Ich konnte mich gerade noch in eine Ecke hinter den Fernsehkameras quetschen, die das große Ereignis Millionen von Frauen auf der ganzen Welt übermittelten.

Man brauchte nicht viel von Moden zu verstehen, um bald die wesentliche Note dieser Schau zu erkennen. Ich hatte mich während meiner Reisen schon oft gewundert, warum mir dieses oder jenes Kleid oder Kostüm irgendwie vertraut erschien. Jetzt wußte ich es: Paris ließ sich für seine Moden von den Volkstrachten der Welt inspirieren. Ein Fachmann wäre sicher instande gewesen, die Herkunft all der Muster und Zubehöre zu bestimmen — das Mieder kam etwa aus dem Schwarzwald, die Schuhspange aus Norwegen und die Farbkomposition aus Ungarn — aber als Laie freute ich mich bei all diesen Moden ganz einfach an der fröhlichen, ländlichen Buntheit, die ich in den fünfzig Jahren so oft vermißt hatte.

Daß diese Kleider nicht im Schallraum einer Fabrik oder im Laboratorium getragen wurden, verstand sich von selbst. Es waren Kleider für die Freizeit, und da jedes Mädchen genug Muße hatte, konnte es sich auch uneingeschränkt mit seinen Kleidern beschäftigen. Die Stoffe waren außerdem so billig, daß ein monatlicher Wechsel in der Mode gar nichts Extravaganteres bedeutete.

Die größte Überraschung der Modenschau — für mich wenigstens — kam aber erst am Schluß: die Kapelle spielte einen Tusch, und auf dem Laufsteg erschienen... Männer!

Es war ein massiver Angriff auf die Vorherrschaft der Londoner Savile Row. Bestimmend für die Herrenmoden war hier nicht die Volkstracht, sondern die „Vergangenheit“. Da gab es einen Abendanzug à la Sansculotte (das achtzehnte Jahrhundert schien gerade sehr en vogue zu sein), einen hellblauen Biedermeierfrack und einen Sportanzug aus den Tagen, da man noch mit dem Hochrad fuhr. Einen Sturm ironischen Beifalls und Gelächters erregte das letzte Modell, ein „Halbstarken“-Anzug, wie ihn die Burschen um die Mitte des Jahrhunderts zu tragen pflegten.

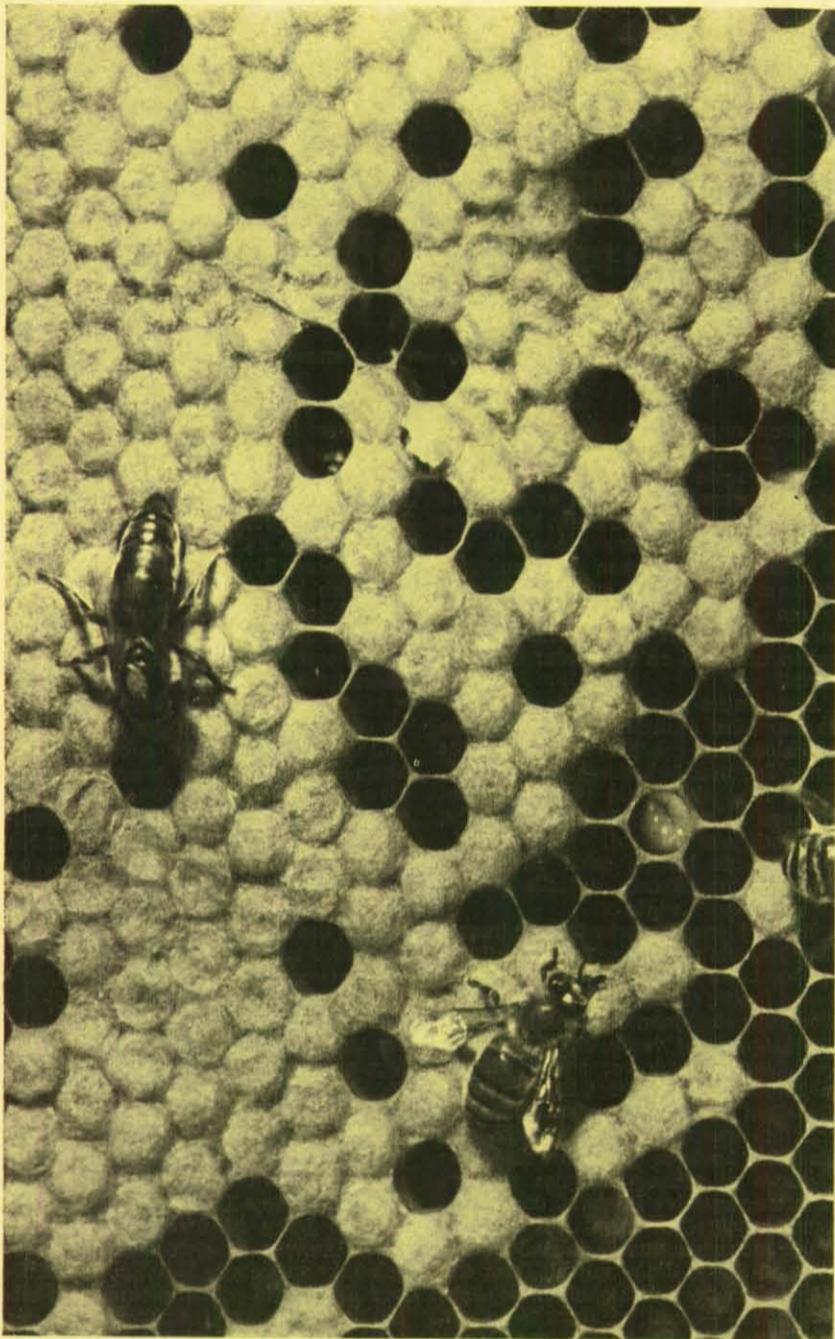
Am Morgen besuchte Eric seine Mutter im Büro und durfte bis zum Nachmittag bei ihr bleiben. Anschließend wollten sie gemeinsam nach St. Mary fahren. Dr. Naidu hingegen mußte ins Londoner Hospital zurück, und ich schloß mich ihm an.

Ich war der vielen neuen Eindrücke müde geworden. In London wollte ich ein wenig ausruhen und meine Berichte schreiben.

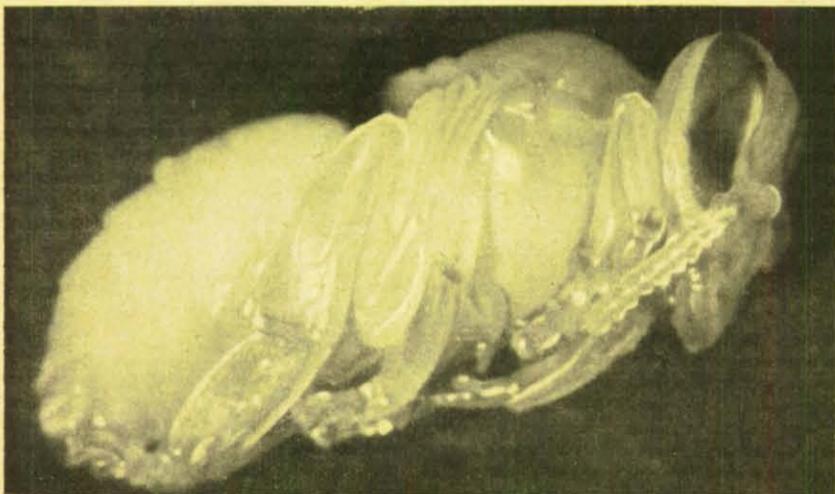
ENDE

PLASTIK-BLUMEN für die

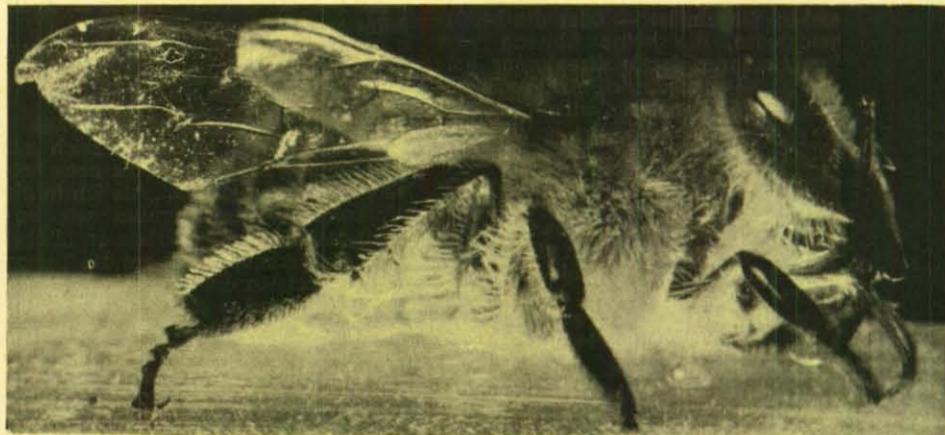
Unter der Lupe der Wissenschaft: Süßer Nektar und



Wichtigstes Amtsgeschäft: das Eierlegen! Die Mutter eines Bienenvolkes — in unserem Foto oben links — ist größer und schlanker als die Arbeitsbiene und legt während einer bestimmten Periode im Jahr mehr als zweitausend Eier täglich. Für Königinnen aus gutem, fruchtbarem Stamm geben darum viele Imker verhältnismäßig hohe Summen aus.



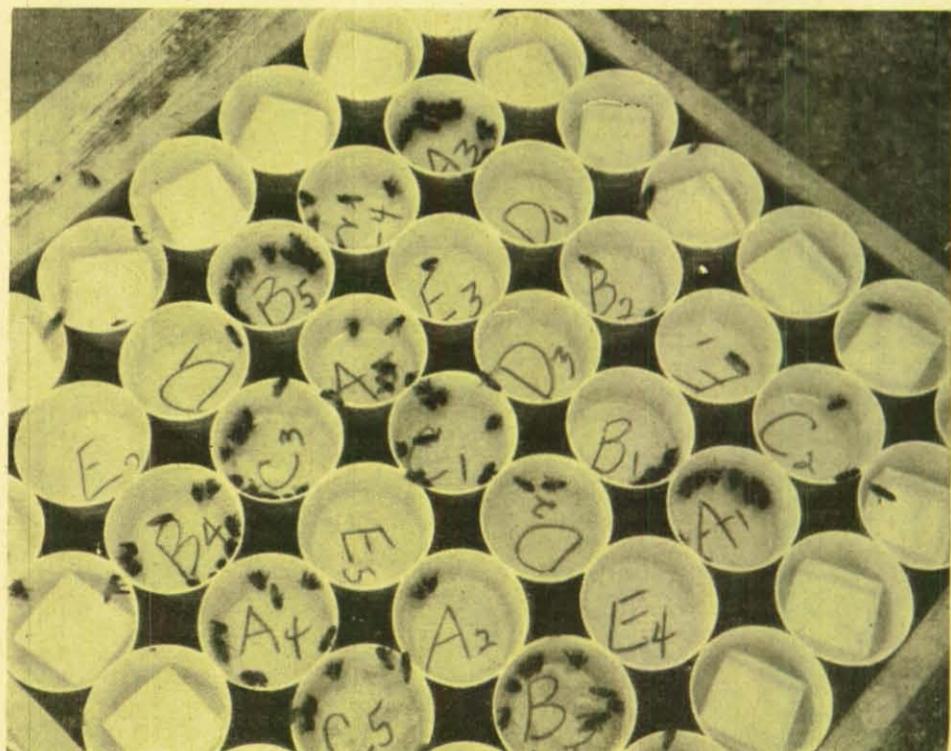
Einige Tage vor der Geburt: eine schon voll entwickelte Bienenlarve oder Chrysalide. Sie entstand in kürzester Frist aus dem Ei der Königin und wird bald als junge Biene den Wachsdeckel durchbrechen, der die Zelle verschließt, in der sie sich verpuppt und verwandelt. Die Jungbiene macht sich sofort an die Arbeit und betätigt sich als Reinigerin.



In Großaufnahme: eine Arbeitsbiene. Die Augen sind, verglichen mit dem Gesamtmaß des Körpers, übergroß und nehmen sogar ultraviolette und ultrarote Strahlen wahr.



Unter einem scharfen Mikroskop: die Saugtrompete. Sie ist das kompliziert ausgerüstete Schlürfinstrument der Arbeitsbiene und dient dazu, den Nektar aufzusaugen.



Anziehend oder abstoßend, das ist hier die Frage, die von den Bienen beantwortet werden soll. Jeder Becher enthält die übliche Zuckerlösung, daneben aber auch ganz verschiedenartige Zusatzstoffe. Finden sich nun viele Bienen auf einem Becherrand zusammen, so spricht das für Güte der betreffenden Lösung. Alle Becher werden genau gewogen.

BIENEN

echter Blütenstaub

Ein Bienenstich ist beliebt, in gebackener Form. Der Stich einer Biene dagegen kaum. Dennoch ist Dr. Woodrow vom Landwirtschaftlichen Institut in Tucson, Arizona, davon überzeugt, daß die Bienen es im allgemeinen gar nicht böse meinen und zweifellos zu den interessantesten Tieren unter der Sonne gehören.

★

Den braunen Immen zuliebe tat er mancherlei. In einem verlassenem Gelände, etwa 25 Meilen südöstlich von Tucson, richtete er sich eine Versuchsstation ein. Die Universität von Arizona half ihm dabei. Und nun legt er täglich fünfzig Meilen zurück, um die Bienen seiner Station beim Einsammeln des Nektars zu beobachten. Darum geht es ihm in der Hauptsache. Aber er stellt auch fest, wie es die Bienen mit dem Blütenstaub und der Wassereinbringung halten.

★

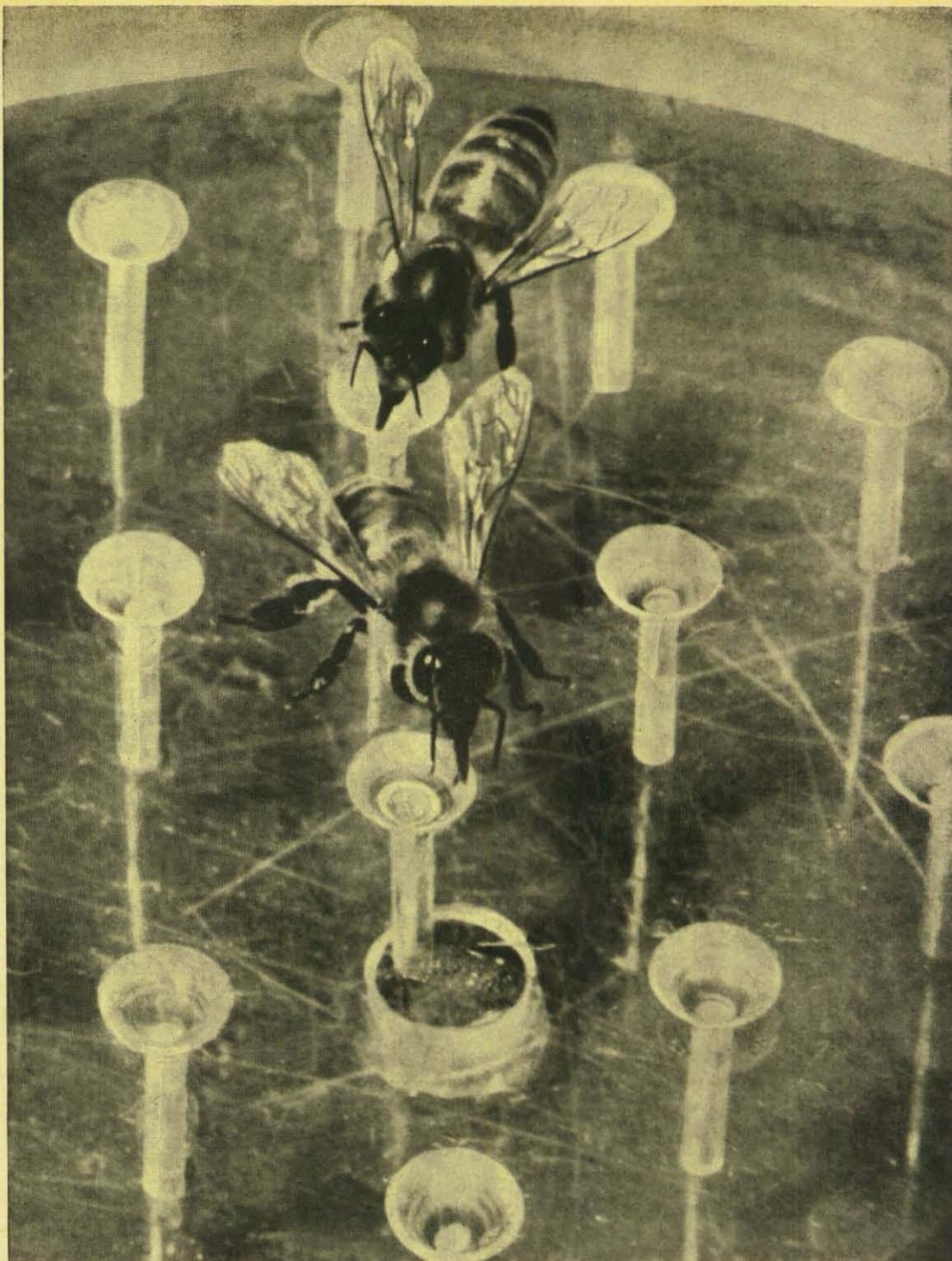
Eine konzentrierte Zuckerlösung, im Verhältnis 1:2, ergibt einen guten Nektarersatz. Darum bietet Dr. Woodrow seinen Bienen diese Lösung nicht nur als Verpflegung in flugarmen Zeiten an, sondern baut darauf auch Experimente auf. Sie alle kennen nur das eine Ziel, die Bienen vor Giftwirkungen heimtückischer Pflanzen, vor schädlichen Insektenbekämpfungsmitteln und Zivilisationsschäden zu schützen. Die Herstellung künstlichen Blütenstaubs ist bisher trotz emsiger Bemühungen noch nicht gelungen. Darum müssen Versuche, die sich auf die Pollensammlung beziehen, vorerst zurückgestellt werden.

★

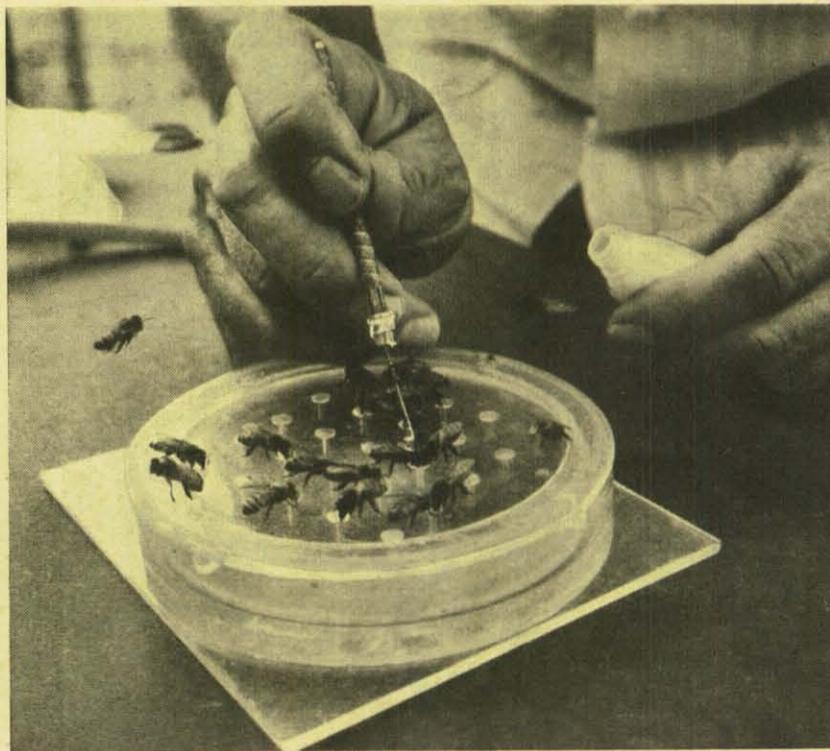
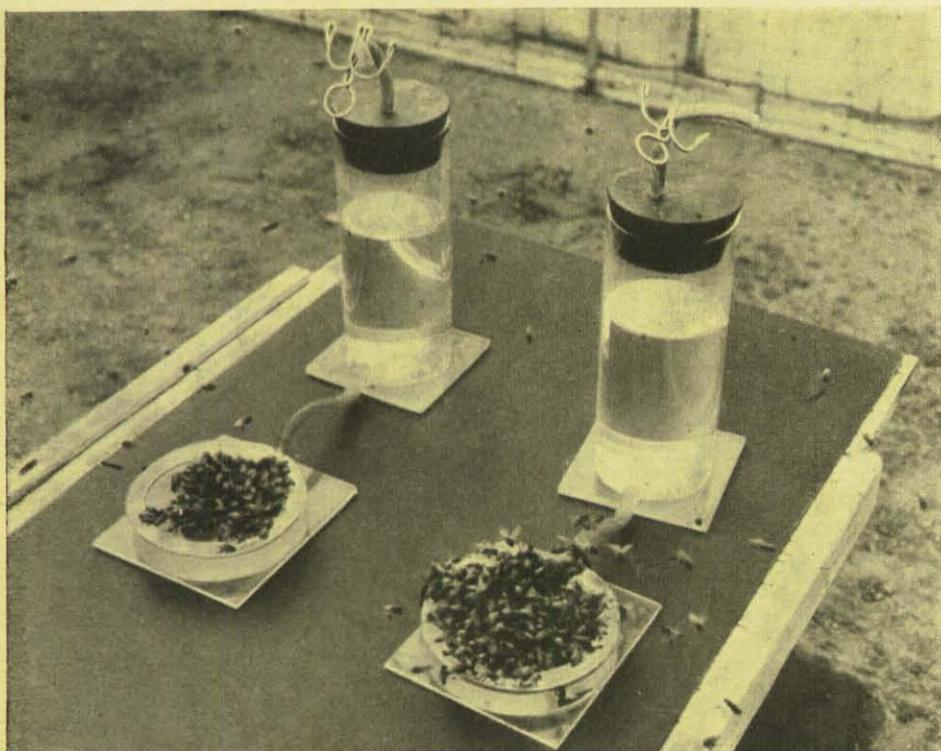
Ohne Blüten vermag die Biene nicht zu existieren. Systematisch sucht sie die Umgebung ihres Stocks nach geeigneten Futterquellen ab. Sie denkt dabei nur an sich und sammelt dabei den zuckersüßen Saft aus dem Grund der Blütenkelche. Ist die Honigblase, eine Erweiterung der Speiseröhre, gefüllt, dann fliegt sie in den Stock zurück. Es stört sie nicht, wenn Plastikblumen die Stelle natürlicher Blüten einnehmen. Auch mit Nektarersatz findet sie sich ab, wie Versuche erwiesen haben. Aber ihr Instinkt läßt sie alle Säfte verschmähen, die schädliche Zusatzmittel enthalten. Und das ist wesentlich für ihre Existenz.

★

Im übrigen haben die Bienen in jedem Jahre ihr Wohnungs- und Übervölkerungsproblem zu lösen. Sie tun das nach dem Grundsatz: Wer nicht arbeitet, braucht auch nicht zu essen. Die Leidtragenden sind dabei die Drohnen. Als unnütze Fresser werden sie gegen Ende des Sommers vernichtet. Nur die Königin macht eine Ausnahme. Als Stammutter wird sie umsorgt und verhätschelt und hat eine Lebensdauer bis zu sechs Jahren.



Entscheidend ist der Duft, auf Schönheit, Form und Farbe kommt es den Bienen weniger an. Das hat ein Versuch mit Plastik-Blumen erwiesen, den Dr. Woodrow auf seiner Bienenversuchsstation in Tucson (Arizona) durchführte. Er hat seine künstlichen Blumen nach einem sehr einfachen System selbst entworfen und so eingerichtet, daß die Bienen an Stelle des Nektars eine Lösung vorfinden, die sich aus destilliertem Wasser und Zucker zusammensetzt.



Großandrang auf Plastikblumen in ihrer einfachsten Form. Durch Versuche dieser und anderer Art will Dr. Woodrow dem geheimnisvollen Leben der Bienen auf die Spur kommen und verhindern, daß der Lebensbezirk der braunen Immen durch Zivilisation und Insekten-Bekämpfungsmittel nicht noch mehr, als es schon der Fall ist, eingedämmt wird.

Mit weißer Farbe gekennzeichnet! Auch das gehört zu den Versuchen, weil nur so mit einiger Sicherheit festgestellt werden kann, wie oft die Bienen am Tage den Weg zwischen ihrem Stock und der künstlichen Blumenplantage, ihrer Futterquelle, zurücklegen. Daraus werden dann Schlüsse auf die Arbeits- und Flugleistung der Biene gezogen.

Meine Männer werden sich über die seltenen Gäste freuen.“ Kapitän Nino Gori von der Zweimastbark „Gluco“ schmunzelt vergnügt und begrüßt seine neuen Besatzungsmitglieder, die beiden Studentinnen: Françoise aus Dijon und die Schweizerin Monika. Die jungen Mädchen wollen mit hinaus auf See, wollen lernen, sehen und erleben.

Abends gleitet die Bark aufs offene Meer hinaus. Die Netze werden ausgeworfen. In gemäßigter Fahrt geht es den Fangstellen zu. Zwischendurch wird gegessen. Es gibt pikante Fischgerichte, Weißbrot und roten Landwein. Die Stimmung steigt. „Eine Seefahrt, die ist lustig...“, trällert Monika vergnügt vor sich hin, während sich die wißbegierige Françoise vom Kapitän die Steuerung erklären läßt.

Kurz vor Mitternacht bezieht sich der Himmel. Sturm kommt auf. Das Meer schäumt, und Monika wird — seekrank. Sie glaubt, sterben zu müssen. Und niemand kann ihr helfen. Sie atmet erst auf, als sie wieder festen Boden unter den Füßen verspürt.

Françoise hat der Sturm wenig beeindruckt. Vergnügt kriecht sie am nächsten Morgen aus der Koje und meldet sich zur Arbeit. Überall greift sie zu und wird daher von der Mannschaft nach der Rückkehr in den Hafen zum „Ehren-Leichtmatrosen“ ernannt.

Seelut macht hungrig. Das weiß Leopoldo, der Schiffskoch, aus Erfahrung. Er setzt darum alles daran, um die Scampies für Françoise besonders lecker zu braten.



Mit Fischern unterwegs

Zwei Studentinnen erleben die Romantik der See auf einer Fangfahrt in der Adria



Fachgerecht Seile zu reparieren, ist eine Kunst, die gelernt sein will. Das bekommt Françoise zu spüren. Aber sie gibt es nicht auf und knüpft schließlich die Knoten ebenso geschickt wie ihr Lehrer, ein waschechter Seebär. Seine Vorfahren waren schon Fischer und haben alle alten Erfahrungen überliefert.



Nach dem Fischfang beginnt die eigentliche Arbeit, das Sortieren. Françoise erweist sich als gelehriger Schiffsjunge, tüchtig hilft sie mit, zum sichtlich Vergnügen der Männer.

Etwas ganz Neues: Damenbedienung! Das haben die Fischer noch nicht erlebt. Zum ersten Male hat der italienische Fischkutler „Gluco“ weibliche Besatzungsmitglieder an Bord.

Gut geblasen

Yagua-Champion besiegt den ZB-Reporter am Amazonas



▲ **Mit Genuß** raucht der kleine Yagua-Junge eine der Zigaretten, die unser Reporter mitgebracht hat. Sein Vater, der Blasrohr-Schützenkönig des Orts, sieht lachend zu. Die seltsame Kleidung der beiden ist aus Baumfasern gemacht und setzt sich aus einem Halstuch, einem Faserrock, außerdem aus Arm- und Beinringen zusammen.



Eigentlich sollte ich mich schämen! Der ZB-Reporter greift nach dem Whiskyglas, das vor ihm steht. „Aber schließlich bin ich ja nicht wie die Yaguas mit dem Blasrohr aufgewachsen und muß mir auch nicht mit dieser Urwaldkanone mein tägliches Brot verdienen. Aber verteuflerte Burschen sind diese Amazonas-Indianer doch, das muß ich sagen“, fährt er nach einem kräftigen Schluck fort. „Auf hundert Meter Entfernung treffen sie jeden Vogel, jedes kleinste Tier mit ihrem Rohr. Und Kraft haben sie, die ist nicht von Pappe. 2½ Meter ist ihr Blasrohr lang. Und dieses lange ‚Gewehr‘ fassen sie mit beiden Händen an einem Ende an und halten es in Richtung ihres Zieles hoch. Das will was heißen! Mir wäre das praktisch schon wegen des Gewichts nicht möglich. Dann, bevor sie den meist vergifteten Holzpfeil herausblasen, glucksen sie so komisch, und erst im letzten Augenblick blähen sie die Backen auf. Während ich, wie ein Trottel, mit aufgeblasenen Backen herumprobierte. Natürlich haben sie mich ausgelacht. Gelernt ist eben gelernt.“ Er seufzt etwas. „Aber wissen Sie, ich war auf mein eigenes Blasrohr so stolz. Und wollte darum partout ausprobieren, welches besser war. Darum kam es zu diesem Wettkampf. Wie mein Blasrohr aussieht? Stellen Sie sich ein Stahlrohr vor, 1,30 Meter lang, das Mundstück aus weichem Gummi, mit Stahlpfeilen wird geschossen. Eine Firma in Kalifornien macht diese Rohre jetzt. Nun also. Als Ziel wählten wir einen Balken. Daran heftete ich eine Witzzeitung aus Kolumbien, die ich grade zur Hand hatte. In 50 Meter Entfernung stellten wir uns auf. Der Yagua holte aus seinem Behälter einen Pfeil hervor, nahm aus einem Säckchen etwas Watte, speichelte sie ein und wickelte sie um das Ende seines Pfeils. Und dann ließ er den Pfeil abschwirren. Er traf. Mitten herein ins Zentrum. Na und ich? Hüllen wir mein Mißgeschick in den Mantel des Schweigens.“

▲ **Kaputt lachen** will sich der Yagua-Schütze, wenn er seinen Stammesbrüdern beweisen kann, wie weit die Stahlpfeile des ZB-Reporters das Ziel verfehlt haben.

▼ **Seines Sieges gewiß** setzt der Yagua sein Blasrohr erst im letzten Augenblick unter merkwürdigen Glücksgeräuschen an den Mund, während unser Reporter bläsend zielt. Er weiß es halt nicht besser.

▶ **Auf Fäden gezogen** sind die kleinen vergifteten Pfeile, die als Munition für das lange Blasrohr dienen. Sie können daher ohne Mühe schnell zum Gebrauch abgezogen werden. Außerdem ermöglicht diese Methode ein besseres Verstauen. Die gefährlichen Geschosse werden aufgerollt und in einem Behälter untergebracht, der aus einem Palmenblatt hergestellt wird und — siehe unser Bild — vom Halse des rotbemalten Yagua-Kriegers herabhängt.





Aufgeblasen bis zum Rand! Sieht er nicht reizend und lustig aus, der neue Straßen-, Sonnen- und Regenhut aus Paris? Aufgepumpt wie ein Fahrradschlauch — per Lunge oder auch per Luftpumpe — wird nur der Krempeurand, der das Ganze erst richtig „spannend“ macht. Alles andere kommt dann wie durch eine Zauberei ganz von selbst.

Der letzte Schrei

PUSTEHÜTE AUS PARIS

Bei Sonnenschein und Regen, am Strand und auf der Straße, in der Stadt und auf dem Lande, überall kommt die aufpustbare Kopfbedeckung des Herrn André zu ihrem Recht. Seine Erfindung verkauft sich glänzend, nicht nur in Paris. Und sein Laden in der Rue Vieille du Temple wird bald vergrößert werden müssen.



Feines Spielzeug! „Laß die Dohle doch mal wegknallen, Tante“, bittet Pierre, der sich wie alle Pariser Kinder gerne mehr mit den neuen Hüten befassen möchte.

Gut gepustet! Ein Griff in die Handtasche, eine Lunge voll Luft, einige Male kräftig ins Ventil geblasen und fertig ist der praktische und schöne Mehrzweckhut.



Meister André, der Erfinder der aufpustbaren Kopfbedeckung. Seine Hüte — in allen Formen und Farben — können in jeder Handtasche untergebracht werden.



Er geht natürlich nie zu Fuß

Konversationslexikon, Buchstabe O: Oeconomicus, homo. Menschenähnliches Lebewesen, meist in sitzender und gehobener Stellung anzutreffen, um dessen gültige Klassifizierung man sich derzeit bemüht. Sein Vorkommen in ständig wachsender Häufigkeit wurde schon seit längerem beobachtet. Wahrscheinlich handelt es sich um eine Abart des sog. homo sapiens, der als reiner Typ leider kaum noch gefunden wird. Einige Merkmale beider lassen auf Artverwandtschaft, andere wieder auf das Gegenteil schließen.

Fußnote: Der homo oeconomicus unterscheidet sich vom gewöhnlichen homo sapiens zunächst rein äußerlich durch die Weise der Fortbewegung. Während letzterer von Natur aus ein Sohlen- bzw. Fußgänger ist, hat der homo oec. die Fähigkeit zum Gebrauch seiner Gehwerkzeuge fast völlig verloren. Zwecks Überwindung räumlicher Entfernungen bedient er sich gewisser Prothesen, mit deren Hilfe er hohe Geschwindigkeiten erreicht, welche die des fußgehenden homo sap. weit überreffen. Diese Prothesen laufen auf mehreren (meistens vier) Rädern, werden mit Benzin betrieben und tragen bestimmte Markennamen wie z. B. Mercedes, NSU, Cadillac und andere.

Infolge Gewöhnung an das Geräusch, das die Prothesen verursachen, erfreut sich der homo oec. einer bewundernswerten Lärmunempfindlichkeit. Es ist sogar festgestellt worden, daß gelegentliche Geräuschlosigkeit sein Wohlbefinden schwer zu beeinträchtigen vermag. Um dem abzuhelfen, benutzt der homo oec. Apparaturen wie Radio, Telefon, Motoren aller Art, Diktaphone und Sekretärinnen, die er dauernd in Tätigkeit hält und die er vorsorglicher Weise oft durch neue und kräftigere ersetzt, noch ehe bei den früheren irgendwelche Verschleißerscheinungen wahrnehmbar werden.

Die Ernährungsweise des homo oec. ist unterschiedlich, doch in der Regel verschlingt er gern Steaks, Zigarren, Schlafmittel und Tageszeitungen. Bei letzteren bevorzugt er die Wirtschaftsblätter und Börsenberichte. Sein Nervensystem regt er zusätzlich durch die Beschäftigung mit Boxkämpfen und Fußballtotozetteln an.

Der Haupttrieb des homo oec. richtet sich auf die Anhäufung einer bestimmten Substanz, welche gemeinhin „Geld“ genannt wird. Hier könnte ein atavistischer Rest noch vom homo sap. her vorliegen, nämlich ein Arterhaltungstrieb insofern, als der homo oec. im möglichst reichlichen Besitz genannter Substanz die alleinige Sicherung seiner Nachkommenschaft erblickt (vgl. auch Buchstabe V: Versicherung). Dieser Anhäufung widmet er seine ganze Existenz und bringt es dabei nicht selten zu hoher Geschicklichkeit. Dank derselben agiert er dann gern mit Summen oder Objekten, die sich nicht in seiner Umgebung befinden, sondern nur auf dem Papier stehen. Allerdings kommen für diese Tätigkeit ausschließlich die Prachtexemplare des homo oec. in Frage, die ungefähr dem entsprechen, was beim homo sap. unter dem Begriff „Genie“ bekannt ist. Die unterentwickelten Exemplare des homo oec. erscheinen nicht in der Öffentlichkeit; man findet sie in Gefängnissen, in Kriminalromanen oder bisweilen nachts auf der Autobahn.

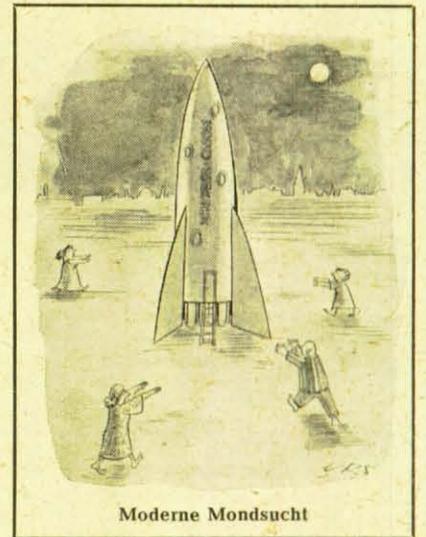
Was die Intelligenz des homo oec. angeht, so ist deren Grad sehr schwankend. Im Durchschnitt scheint sie jedoch nicht über derjenigen des homo sap. zu liegen, was u. a. aus der Tatsache erhellt, daß es auch dem homo oec. bisher nicht gelungen ist, gewisse von ihm selbst entwickelte und später als lästig empfundene Einrichtungen, wie z. B. das Finanzamt, wieder abzuschaffen.

In psychischer Hinsicht zeichnet sich der homo oec. gegenüber dem homo sap. durch größere Einheitlichkeit und Zielstrebigkeit aus. So fehlt ihm z. B. das beim homo sap. vorhandene Organ für Kunst und ähnliche Nebensächlichkeiten vollends. Auch ist die dem homo sap. eigene Fähigkeit eines friedlichen und rücksichtsvollen Umganges mit anderen Lebewesen beim homo oec. restlos verkümmert, was sich vor allem in Speiselokalen und Hotels sowie in der Gesetzgebung beobachten läßt.

Der homo oec. ist in überwiegender Anzahl männlichen Geschlechts. Es finden sich zwar vereinzelt auch weibliche Exemplare, die aber für die Fortpflanzung nicht in Betracht kommen. Überdies pflegen sie meist nach Erreichung eines mittleren Lebensalters wieder in Richtung auf das Weibchen des homo sap. zu degenerieren.

Die Fortpflanzung des homo oec. erfolgt nicht in der beim homo sap. üblichen Weise, sondern vollzieht sich nach dem Prinzip der Übertragung. Es können Grundstücke, Pfandbriefe, Kredite oder auch Schulden übertragen werden. Hierbei bestimmen Art und Größe des übertragenen Objektes weitgehend die Qualität des nachgezüchteten Individuums.

Der homo oec. kann einzeln, aber auch in kleinen und größeren Gruppen auftreten (vgl. Buchstabe A: Aktien-



Moderne Mondsucht

gesellschaft). Wenden sich solche Gruppen — ausnahmsweise — der Politik zu, so kann sich daraus eine Partei und eventuell eine Regierung bilden. Letztere enthält stets nur die besten Exemplare des homo oec. Wo eine entsprechende Anzahl von Prachtexemplaren sich vereinigt, entsteht eine Konferenz und mitunter ein Krieg (vgl. Buchstabe W: Weltgeschichte). Diese Zusammenhänge dürften sich aus dem oben beschriebenen Trieb der Arterhaltung und der gleichfalls erwähnten Zielstrebigkeit des homo oec. hinreichend erklären. Gegenüber dem homo sap., der erfahrungsgemäß im Kriegszustand einer erhöhten Sterblichkeitsziffer unterliegt, ist beim homo oec. gerade im genannten Zustand ein rapides Anwachsen der Häufigkeit zu verzeichnen. Theoretiker wollen hierin einen Beweis dafür erkennen, daß der homo oec. sich unmöglich aus dem homo sap. entwickelt haben könne, sondern gänzlich artfremder Herkunft sein müsse.

Nachtrag: Der homo oec. stirbt nur sehr selten eines natürlichen Todes. Häufig rafft ihn eine Art Seuche, genannt „Managerkrankheit“, dahin; ebenso häufig wird er ein Opfer seiner Fortbewegungsweise, indem er einen Unfall erleidet, der naturgemäß immer auf irgendein Versagen seiner Prothese zurückzuführen ist (vgl. Buchstabe A: Alkohol, danach Buchstabe P: Polizei).

Anja Hegemann

WAHRE GESCHICHTEN

Seltsame Ideen...

Ein vornehmer, elegant gekleideter Herr mittleren Alters ließ sich im letzten Jahr auf einem Londoner Rummelplatz tagelang auf Schaukeln und Karussells durchrütteln, im Kreise drehen, in die Lüfte werfen. Das fiel den Budenbesitzern schließlich auf. Einer von ihnen fragte den seltsamen Mann schließlich: „Oh“, antwortete der, „seit 24 Jahren reite ich auf allen Rummelplätzen der Welt Karussellpferde, -hühner, -gänse, -schweine, -löwen und so weiter; seit 24 Jahren durchwandere ich Himmel-, Höllen-, Grusel- und Grabkammern, lasse mich drehen und wenden, stürzen und emporwerfen. Das ist mein Beruf. Ich bin — Rummelplatzausrüstungsherstellerrideensucher.“

Gute Nacht...

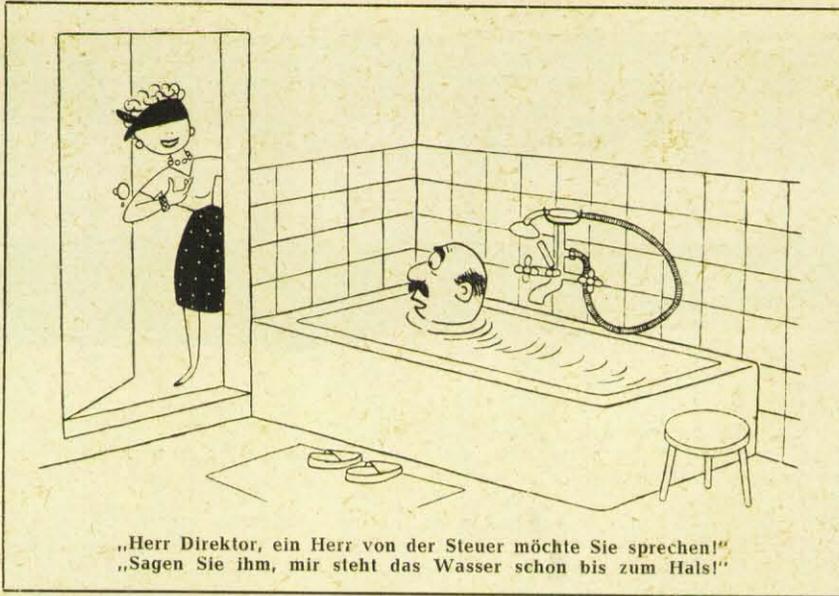
Ibrahim hatte endlich ausgedient. Er kehrte freudestrahlend vom Militär in seine Heimat Pazarcik Tatipinare (Türkei) zurück, wo seine Frau bei seiner Mutter lebte. Abends kam er vor dem Hause an. Die Frau stürmte ihm entgegen. Er umarmte sie, schleuderte sie herum und küßte sie — und vergaß dabei seine Mutter. Die Alte stand am Herd und bruzzelte einen Hammelbraten zum Empfang. Ibrahim achtete ihrer jedoch nicht. Das erboste die Alte sehr. Sie langte Ibrahims Jagdfinte vom Nagel, stieg den beiden nach und erschoss sie. „... sie sagten mir nicht gute Nacht“, gab sie bei der Vernehmung als Grund an.

Er weiß, wie man's macht

Guido Orlando ist heute in aller Welt berühmt, weil er „Berühmtheiten macht“. Der 43jährige, kleine, schwarze und außergewöhnlich nervöse Italiener wanderte als 12jähriger Junge nach Amerika aus. Damals hatte eine reiche Mrs. Parker demjenigen Italienerjungen ein Reisebillet und Aufenthalt in ihrem Landhaus versprochen, der den besten Aufsatz über „Was ich in Amerika sehen möchte“ schrieb. Guido rief darauf seine Schulfreunde zusammen, erklärte ihnen, daß ja nur einer nach Amerika fahren könne und sie ihm deshalb ihre Ideen verraten sollen. Dafür wollte er sie allesamt nachholen, wenn er drüben ein „gemachter Mann“ geworden wäre. — Orlando gewann den Preis. Er schiffte sich 1919 nach Boston ein, begann dort seine Karriere als Zeitungsverkäufer, „arbeitete“ mit 15 Jahren „in Spielautomaten“, trat in die aufblühende Filmindustrie ein und organisierte schließlich einem verkrachten Filmtenor eine Tournee, die ein Bombenerfolg wurde. Damit war sein Ruf fest begründet, und fortan „machte“ er alles. Einer Frau, die sich in einen Liliputaner verliebte und deshalb die Lächerlichkeit fürchtete, machte er den Geliebten berühmt. Dabei arrangierte er nur einen Zwischenfall mit einem Millionär auf der Straße, und im Handumdrehen war das Foto des Kleinen in allen Zeitungen. Dann zwang er eine Filmgesellschaft, die einen schlechten Italienstreifen gedreht hatte, zur Aufgabe des Geschäfts. Schließlich engagierte ihn Roosevelt für seine erste Präsidentschaftskampagne von 1932 und gewann. Nach dem zweiten Weltkrieg kehrte Orlando in seine Heimat zurück. Da er hier unbekannt war, ließ er sich in einem römischen Taxi die Aktentasche mit angeblichen Dokumenten für mehrere Millionen Dollar stehlen. Darauf stand er in allen Zeitungen und konnte nun auch hier seine „public-relations“-Geschäfte machen.

Unverhofftes Wiedersehen

Vater Fink besuchte Sohn Fink in Ottawa (Kanada). Natürlich mußte er sich dort auch mal rasieren lassen. Zu diesem Zweck betrat er einen Friseurladen. Als der Figaro das Messer über sein Stoppelkinn zog, bemerkte Vater Fink plötzlich, daß ihm der Mann bekannt vorkam. Hin- und herdenken. Schließlich eine Frage. Noch eine. Und noch eine. Und bei der vierten kam 'raus, daß dieser kanadische Friseur unseren Papa Fink im Jahre 1917 an der Westfront gefangengenommen hatte. Ende: Beide gingen einen „heben“.



„Herr Direktor, ein Herr von der Steuer möchte Sie sprechen!“
„Sagen Sie ihm, mir steht das Wasser schon bis zum Hals!“



„Ist dort die O.K.-Reinigung? Ich möchte sofort den Chef sprechen!“



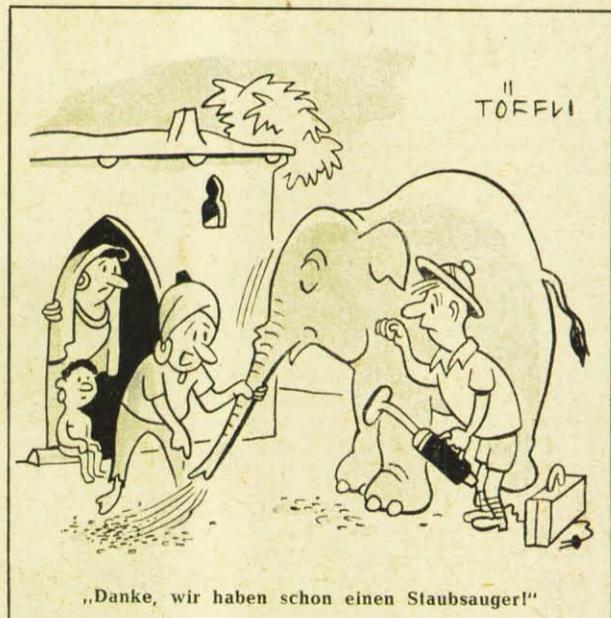
„Sofort bringst du meine alte Badewanne her, von der neumodischen Waschmaschine habe ich die Nase voll — !!!“

Reinlichkeit ist eine Zier...

Was unseren Zeichnern zu diesem Thema einfiel



„Mensch, Otto, das ist doch nicht der Müllschlucker!“



„Danke, wir haben schon einen Staubsauger!“

Komisch, nicht?

Bestohlener Dieb...

Während der 24jährige Raymond Riley Cox in Stanhorpe (Australien) einen Einbruch in ein Juweliengeschäft ausführte, statteten Diebe seiner eigenen Wohnung einen Besuch ab. Wie Cox vor dem Richter glaubhaft nachweisen konnte, belief sich der Wert der Gegenstände, die man ihm gestohlen hatte, siebenmal höher als der Wert der Schmucksachen, die er selbst raubte.

Menschliche Tragödie

Der italienische Lehrer Renzo Colombini hat ein Gedicht vollendet, das aus über 30 000 Versen besteht und den Titel trägt: „Menschliche Tragödie“. Renzo Colombini hat über 38 Jahre an dem Werk gearbeitet und er hofft, daß er etwas weniger lange Zeit braucht, um einen Verleger zu finden, der das Gedicht veröffentlicht!

Knifflige Sache

In Budapest wurde eifrig nach einem Mann gefahndet, der in überfüllten Straßenbahnen oder wo sonst Gedränge herrschte, junge Damen in den verlängerten Rücken zu kneifen pflegte, und zwar derart kräftig, daß die Betroffenen vor Schmerz auf-

schrien. Eine hübsche Kriminalbeamtin hatte einen Einfall, nachdem ihre männlichen Kollegen vergeblich nach dem Missetäter gefahndet hatten. Sie bestrich den bewußten Teil ihres Rokkes mit schwarzer Kreide. So erwischte man auch richtig den Kneiferling, einen 18jährigen Jüngling.

Wovon eine Frau sonst nicht spricht!



Für jede Frau unentbehrlich! Int. Fragen finden Beantwortung! Gesundes Liebesleben in der Ehe. Geburtenregelung, Ehekalender, Ehekrise und ihre Überwindung, Erlangung einer formvollendeten Büste, Int. Kosmetik, Auswirkung auf Partner, Schwangerschaft u. Wechseljahre, Frauenüberschuß. Dieses einzigartige illustrierte Buch per Nachnahme oder Voreinsendung DM 6.85.
Einhorn-Versand, (14a) Fellbach/Württ. Postfach 234/155/4.

GUTSCHEIN

für umfassende Aufklärung (interessante Prospekte) über hygienische Spezialitäten aus Frankreich und Übersee. Diskreter Versand. Anzeige auf Postkarte oder Ihren Brief kleben, Alter und Beruf angeben und einsenden an Internationales Versandhaus Gisela, Stuttgart 1, Postfach 802/268/5

Philip Wylie:

SIE KAMEN IN DER DÄMMERUNG

Alle Rechte der deutschen Übersetzung
bei Verlag Schimmelbusch & Co., Bonn

11. Fortsetzung

Von den Straßen unten kam der grauenvollste Schrei, den Coley in Wirklichkeit und Traum gehört hatte, der Schrei von Tausenden und aber Tausenden von Menschen — von Männern, von Frauen, von Kindern — in wahnsinniger Panik und irrsinniger Angst, in kopfloser Flucht, zu Tode getrampelt, zu Tode gedrückt, mit zerquetschten Rippen und gebrochenen Beinen, laut brüllend in dem alles beherrschenden Drang, zu entkommen. Die unzähligen kreischenden Stimmen verschmolzen zu einer, stiegen an den Häuserwänden hoch, an den zementenen Höhlenwänden hoch in Coleys Ohr, als ein einziger Todesschrei.

Es war so entsetzlich, daß das Ohr ihn nicht ertrug.

Es war ein Schrei, so wild und ohne Ende, daß er nur den einen Wunsch fühlte: ihn zum Aufhören zu bringen, gleich wie, entweder die ganze Menge dort unten auszulöschen oder sich selbst in diesen Schrei hineinzustürzen, entlang den endlosen Stockwerkreihen, und in ihm unterzugehen, nur um ihn nicht mehr hören zu müssen. Mit Gewalt riß er seinen Blick von dem unmenschlichen Schauspiel los.

Und so war er einer der wenigen, der ganz wenigen, die es kommen sahen. Bei der rasenden Eile, mit der es kam, hätte auch er es nicht wahrgenommen, wenn es nicht genau auf ihn zugeschossen wäre, nur um ein wenig höher, als er stand.

Da ist es, dachte er wie abwesend. Es war ziemlich lang, dunkel, aber mit einem flammenden Schweiß, der sich fahl vom Winterhimmel abhob. Es hatte ein Ziel, dachte er, und das mußte dicht in seiner Nähe sein. Das Kopfende war dünn und sehr scharf.

Dann erschien da, wo es gewesen war — jetzt fast genau über ihm — ein großes Licht. Es war ein Licht von einer solchen Macht, daß Coley nichts sehen konnte als sein strahlendes Sichausbreiten. Gleichzeitig hatte er ein merkwürdiges körperliches Gefühl, eigentlich nur die Regung eines Gefühls, als ob alle Schwere ihn verlassen habe und er selbst durch die Luft rase — dann ein Prickeln durch den ganzen Körper — und dann Hitze.

Und dann war er nicht mehr. In dem gleichen Bruchteil einer Sekunde geschah es, daß die stolze, hochragende Silhouette von River City und Green Prairie kurz eine Rauchwolke ausstieß, ein wenig dampfte und daß in der blendenden Helle nichts mehr Schatten warf. Die Gebäudefronten — aus Stein, Beton und Ziegel — wurden glasig, runzlig und begannen herunterrutschend zu schmelzen. Aber die Hitze drang weiter. Stahlträger begannen zu sacken und sich zu biegen, Metall, flüssig geworden, gab dem Druck vieler übereinanderstehender Stockwerke nach. Wolkenkratzergipfel, Kuppeln, Türme, Flachdächer kippten zur Seite und drohten zu stürzen, doch die Schwerkraft war nicht schnell genug, nicht stark genug; im Bruchteil einer Sekunde war es vorbei.

Der ganze weite Stadtbezirk, den die Menschen durch so viele Jahre hindurch mühsam Stein um Stein aufgebaut hatten, schmolz innerhalb einer einzigen Sekunde zu glühender Flüssigkeit, blieb jedoch gleichsam in der Luft hängen, da die Schwerkraft träger war als die grauisige Verwandlung. Der weiße Glanz, der den ganzen Him-

mel erfüllt hatte, bauschte sich jetzt zusammen und schwoh zu einer dicken, riesigen Kugel von einigen hundert Metern Durchmesser an. Was vorher flüssig gewesen, war nun nur noch Gas: Stein und Beton, Stahl und Gips, Ziegel, Bronze und Aluminium. Und in den Straßen — aber kein irdisches Auge konnte es im blendenden Glanz dieser grauisigen Sonne wahrnehmen — in den Straßen waren keine schreienden Menschenmassen mehr. War nicht ein einziger Mensch mehr.

Dann kam die Druckwelle: eine riesenhafte eiserne Faust schlug krachend auf die Frontstraße, die Madison-Avenue und die Adamsstraße, die Jefferson- und Washington-Avenue, raste die Central-Avenue entlang und weiter, immer weiter. Sie löschte Milliarden Flammen aus und entzündete Millionen neue in den Trümmern.

Unter der blendendweißen Lichtkugel verschwand im Umkreis einer ganzen Meile alles, was einmal Stadt gewesen war. Im Umkreis einer weiteren Meile aber wurde jedes Gebäude eingedrückt und zerschlagen.

Die eiserne Faust schlug immer noch zu, jetzt etwas schwächer; sie zerschlug noch leichter gebaute Wände und alles Glas, alle Fenster. Sie schleuderte sie in die Wohnräume wie blitzgeschwinde Gaspfeile, wie Millionen von zustoßenden Dolchen, schneidenden Sicheln, herabsausenden Guillotinen.

In einem weiten Halbkreis, dessen Basis der Fluß bildete, war River City mit all seinen Wolkenkratzern von der Kirche an der St.-Paul-Straße bis zum Wasser hinunter, von der Schwaneninsel bis zum Weidentalweg völlig

vom Erdboden verschwunden. Nichts blieb, als eine glühende, dampfende Fläche.

Und Green Prairie war von der Washington-Avenue bis zum Fluß, vom Slossensbach bis zur Ecke des Simonspark ausgelöscht. Nun war, wie einst, die Ebene wieder da, aber auf ihr lagerten unentwirrbare Schutthäufen.

Dann kam ein meilenbreiter Gürtel, in dem jeder Quadratmeter so durcheinandergeschüttelt, so von der Hitze und den rasch aufeinanderfolgenden Stößen der Druckwelle demoliert war, daß wenig blieb, was dem Menschen noch nützen konnte.

Der dicke Bauch der Feuerkugel wurde flacher. Eine riesige Staubsäule, die der luftleere Raum hinter der Druckwelle in die Höhe saugte, riß den langsam abnehmenden grauisig weißen Glanz himmelwärts.

In dieser Stunde

I.

Trotz des markerschütternden Heulens, mit dem die Sirenen „Alarmstufe Rot“ über die Stadt gellten, hatte Henry nicht bis ins Innerste seines Herzens glauben können, daß dies die Wirklichkeit war. In dieser Stunde bekamen die langen Jahre mühsamer Kleinarbeit ihren Sinn, und doch schienen sie ihm gerade jetzt unwirklich und fern. Die Sitzungen, die Gespräche und Diskussionen, die Übungen, der Drill und selbst die heftigsten Kämpfe, die er hatte durchstehen müssen, erschienen ihm wie friedliche Spiele, wie fröhlicher Zeitvertreib. Und die kühlen Nächte im Herbst, die

glühenden Julitage, alle die vielen Monate unverzagter Arbeit — bedeutungslos, farblos und nutzlos kamen sie ihm vor.

Aber die gleißende Helle, das feurige Licht zerrissen mit einem Ruck den Schleier, der ihn von der Wirklichkeit trennte. „Alles in Deckung“, brüllte er. Dabei hatte er vergessen, daß schon beim ersten ansetzenden Gurgeln der Sirene seine Mitarbeiter automatisch im Korridor verschwunden waren, wo sie sich flach auf den kalten Boden warfen, zitternd vor Angst und im überwältigenden Gefühl ihrer Hilflosigkeit, ihrer Ohnmacht — trotz aller Vorbereitungen. „Ich komme gleich“, hatte er ihnen fast entschuldigend nachgerufen, als sie in ruhiger Ordnung den Raum verließen. „Bloß noch zu Ende telefonieren — muß mit denen am Parkweg Straßenkontrollen vereinbaren —“ Auch er hatte eigentlich unverzüglich hier zu verschwinden. Aber er wartete und erfuhr, daß die Männer schon Streifen dienst machten, daß man alle Fahrzeuge gekennzeichnet hatte und daß auch sonst alles bereit war. Auch am Parkweg hatte sich die überwiegende Mehrzahl der Freiwilligen gestellt. „Gut“, sagte Henry erleichtert. Er saß immer noch am Schreibtisch, trommelte mit den Fingern auf der Platte und dachte nach, die Brauen zusammengezogen, das Auge blicklos ins Weite gerichtet. Und dann sahen diese blicklosen Augen in einer Sekunde nur allzu scharf, nur allzu viel. Gleißende Helle ergoß sich über die Bäume draußen, alles wurde zu blendendem, strahlendem Weiß, zu gespenstischem, übermächtigem weißem Glanz. Die Netzhaut empfing das Bild der Landschaft wie eine gigantische Negativaufnahme: die Bäume, die Dächer, die Fassade des großen Krankenhauses am Kristallsee, dahinter wieder Bäume und schneebedeckte Flächen — dies alles erschien in leuchtendem, fast durchsichtigem Weiß.

„Alles in Deckung“, hatte Henry in den leeren Raum gebrüllt. Im gleichen Augenblick war er blitzartig vom Stuhl gegliedert, hatte sich platt auf den Bauch unter den großen Schreibtisch geworfen. Keine Sekunde zu früh, denn nun packte die Faust auch schon zu und rüttelte und schüttelte das ganze Haus. Ein stahlharter Luftstoß schlug das halbe Dach herunter, teilte sich vor dem Haus, schloß sich wieder hinter ihm und stieß und drückte und saugte an den Fensterscheiben daß sie wie ein klirrender Wasserfall in die Schulräume stürzten oder waagrecht ins Freie flogen, in den Orkan, die Hitze, den grauisigen Glanz.

Henry war aber schon wieder auf den Beinen, besah sich den Riß, durch den der Himmel hereinklickte, schaute gedankenlos zu, wie der Schutt herunterrieselte und hörte Lawinen von Ziegelsteinen in den Hof krachen. Er trampelte ein brennendes Stück Holz aus, das ins Zimmer geflogen war, starrte auf die glaslosen Fenster und sah, wie draußen das Leuchten der feurigen Kugel langsam erlosch. Doch noch immer erhellte ihr Licht die weite Häuserlandschaft, die so merkwürdig unordentlich und zerzaust aussah und sich zu heben und zu senken schien. Und plötzlich sah Henry überall Rauch aufsteigen.

Er war nicht verletzt. Aus dem dunkeln Korridor erschienen wankend die Gestalten seiner erschreckten Leute.



„Alles in Deckung“, hatte Harry in den leeren Raum gebrüllt. Im gleichen Augenblick war er blitzartig vom Stuhl gegliedert, hatte sich platt auf den Bauch unter den großen Schreibtisch geworfen.

Korb. Dann zog man den Schraubenschlüssel aus den Laschen der Kellertür, die auf diese Art verriegelt wurde. Das Haus besaß Ölheizung, und so hatte Jim in den letzten Tagen keinen Anlaß gehabt, in den Keller hinunterzusteigen.

Als endlich knarrend die Kellertür aufschlug, merkte Jim schon an dem modrigen Geruch, der ihm entgegen schlug, was los war. Als er das Licht anknipste, sah er die Bescherung. Wahrscheinlich war es beim plötzlichen Tauwetter vor acht Tagen geschehen. Wasser war in den Keller gedrungen, eine dunkle Brühe bedeckte den Boden.

„Wartet mal noch, da oben“, rief er und lief die staubigen, spinnwebverhangenen Treppen hinunter. Er fand irgendwo einen vergessenen Spatenstiel und stocherte im Wasser herum.

„Alles voll Wasser“, schrie er verärgert hinauf. „Mindestens einen Viertel Meter tief! Wohl besser, wir bleiben oben!“

Erleichtert zog die ganze Familie ins Wohnzimmer zurück. Hier saßen sie nun doch recht angstvoll herum. Selbst die Kinder waren ungewöhnlich still. Nur Ruth war stehengeblieben. Als das große Licht kam, riß sie das Baby aus dem Bettchen, in das sie es eben erst gelegt hatte. Die kleine Irma fing verstört zu weinen an. Ruth streichelte sie und fühlte dabei einen tiefen Trost im Herzen, weil das Kleine in Mutters Armen geborgen war — dort wo das winzige Wesen hingehörte in dieser Sekunde des blendenden, schrecklichen Lichtes.

Jim hatte gerade angesetzt: „Vielleicht sollten wir doch lieber in Dekkung —“, da schlug die Druckwelle zu. Das Haus stand über tausend Meter näher bei dem schrecklichen Feuerball als das solider gebaute Haus der Connors, und das Obergeschoß krachte wie eine Streichholzschachtel zusammen. Die Fensterscheiben kamen heulend ins Zimmer gesaut. Dazu hatte Jim in diesem Jahr auch noch Doppelfenster eingesetzt. Dons Hand wurde ihm vom Arm geschnitten. Jim bekam eine Ladung Glas ins Gesicht — das war nur noch blutiger Brei. Die Kinder stürzten blutend zu Boden. Dem Baby, das die Mutter an ihr Gesicht gepreßt hatte, um es zu küssen — der kleinen Irma wurden vom Splitterhagel Rücken und Lunge zerfetzt. Das Kind wurde fast in Stücke gerissen. Ruth allein blieb unverletzt. Das Baby hatte alles abgefangen. Sie war heil geblieben. Ihr Körper wenigstens.

Nicht lange, bevor die Sirenen losheulten, befand sich Kit Sloan auf dem Heimweg von River Citys Sportklub. Er war äußerst schlechter Laune. Die Trinkerei auf den vorweihnachtlichen Parties, Tanzabenden, Bällen und sonstigen Veranstaltungen hatte seinen Nerven schwer zugesetzt. Sein heutiges Programm hatte eine gute Partie Squash, Massage und rechtzeitiges Heimkommen vorgesehen, später wollte er bei der Cocktailparty im Ritz erscheinen.

Aber nichts ging glatt. Seine üblichen Partner waren nicht dagewesen. Es hieß, in Green Prairie sei Luftschutzübung. Die drei besten Spieler des Klubs aber wohnten dort und waren beim Luftschutz. Eine Stunde lang hatte er für sich allein den Ball geschlagen, denn schlechtere Spieler kamen für ihn natürlich nicht in Frage. Auch Schwitzbad, Dusche und Massage hatten seine Laune nicht verbessert. Ärgerlich fuhr er durch die festlichen Straßen. Vom Klub zum Pearsonplatz war es nicht weit, aber vor den Verkehrssampeln gab es heute endlose Aufenthalte, und auf glatter Strecke kam man nur im Schnecken tempo voran. Als er endlich die südwestliche Ecke des großen Platzes erreicht hatte, sah er, daß der Verkehr an der Südseite, an der sein Haus lag, hoffnungslos festgefahren war. In seiner Ungeduld entschloß er sich, die Nordseite entlangzufahren bis zu einem schmalen Gäßchen, das auf dem Platz mündete, und dann einfach quer über den Platz, zwischen den Bäumen hindurch auf einem engen und gepflasterten Radfahrweg. Was gingen ihn Polizeivorschriften an! Er hatte die Sache schon einmal nachts zum Spaß ausprobiert. Mit der Hupe würde er

sich dann schon eine Gasse quer durch die festgefahrenen Wagenreihe schaffen und die Auffahrt zu seinem Haus erreichen, lange bevor die endlose Fahrzeugschlange sich wieder in Bewegung setzte.

Dieser Entschluß bewahrte ihn vor einem jähen Ende. Die Sirene heulte los, als er gerade durch das Gäßchen fuhr. Auch hier ging es nicht so schnell, wie er gehofft hatte, denn drei große Lastwagen standen an der Rückseite des Supermarktes und setzten sich sehr langsam in Bewegung. Er folgte ihnen. Inzwischen hatten sich ein paar halbwüchsige Burschen bewundernd um den roten Wagen geschart und ihn angebettelt, mitgenommen zu werden. Mit bösem Gesicht drehte er das Fenster hoch.

Als das große Licht über ihm aufging, ließ er sich, blindlings seinen Reflexen gehorchend, auf den Boden des Wagens fallen und schützte den Kopf in den Armen. Er ahnte nicht, was geschah, aber es war wie im Krieg, gefährlich und mörderisch. Die Faust schlug zu.

Hinter ihm zerbrach die Halle des Supermarktes wie eine Nußschale. Die dreistöckigen Backsteinhäuser neben ihm stürzten zusammen. Personewagen und Lastautos jenseits des Platzes wurden mit wahnsinniger Gewalt aufeinandergepreßt, in die Luft emporgerissen, umeinandergewirbelt und krachten verbogen und zerbrochen aufs Pflaster. Er sah nichts davon, denn die Mauersteine donnerten und polterten auf den Wagen und türmten sich wie eine Mauer rings um ihn auf. Der Wagen lag völlig unter Steinen begraben, und Kit lag in plötzlichem Dunkel und erstickendem Mörtelstaub. Vorsichtig zog er ein paar Glasscherben aus dem Fensterahmen. Sofort polterten die Steine nach, aber er konnte schon etwas besser sehen. Wie ein Besessener klaubte er immer mehr und mehr Steine in den Wagen, und bald war es ihm gelungen, eine schmale Öffnung zu schaffen, durch die er sich, wie ein Maulwurf die Steine beiseite wühlend, nach oben arbeiten konnte.

Hinter ihm rauchten die Trümmer der Markthalle. Im weiten Niemandsland um ihn herum, zwischen dem Schutt und den Trümmern schien sich hier und da etwas zu regen. Über ihm kochte und brodelte die gigantische Wolke, ein Meer von farbigen Flammen, der grausige Pilz breitete sich aus, und jetzt überwölbte sein Schirm schon die gegenüberliegende Ecke des Pearsonplatzes.

Ringsum stand kein Gebäude mehr. Über dem verödeten Platz, über die gestürzten Parkbäume hinweg, deren Zweige noch bebten, konnte Kit nun auch sein eigenes, zerstörtes Haus sehen. Neben ihm krachten immer noch Steine herunter, und eiligst entfernte er sich von der Stelle, an der unter Trümmern die Reste seines Wagens lagen. Er mußte nun über den Platz gehen. Ihn schauderte. Es war ein furchtbarer Gang. Mühsam erreichte er den Park. Dort standen noch ein paar Fahrzeuge. Hier und dort öffnete sich eine Wagentür, und jemand lehnte sich keuchend heraus.

Einen Augenblick lang zögerte Kit, nach Hause zu gehen. Es trieb ihn nach der anderen Seite, fort von der wachsenden Wolke, die nun schon den Himmel verdunkelte. Übrigens sah sie genauso aus, wie man sie in Technicolor-Wochenschauen sieht, nur etwas dunkler vielleicht.

Kit setzte sich in Trab. Irgendwo rutschte er aus, fing sich aber und rannte weiter.

Er lief um das Gebäude. Es brannte an mehreren Stellen. Nirgends ein Zeichen von Leben. War die Mutter eigentlich zu Hause gewesen? Hatte sie nicht etwas von Einkaufen gesagt? Einkaufen!

Wie der Blitz wandte er sich um. Aus dem Herzen der Stadt stieg eine riesige Rauchwolke, und darunter sah er die Flammen emporlodern. Irgendwo hatte er einmal gelesen, daß wenige Minuten nach der Detonation der Feuersturm kam. Und die ganze Stadtmitte brannte. Nur wenige Minuten Zeit, um zu entkommen. Er rannte zur

Garage. Das Obergeschoß war heruntergestürzt und blockierte die vier großen Türen. Hatte er nicht im Torweg soeben einen Wagen gesehen? Er stürzte hin. Da war der Wagen, aber er brannte lichterloh. Nur fort, fort!

Nun flüchtete er zum zweiten Male über den Platz, nach Norden, durch den Park, aber diesmal sah er weder rechts noch links. Mehrfach strauchelte er, fast stürzte er, aber immer fing er sich wieder und hetzte keuchend weiter.

★

Als die Erde bebte, wußte Nora eines ganz genau: das war die Atombombe! Sie saßen im untersten Keller bei Kerzenlicht in alten, ausrangierten Stühlen: Minerva, Willis, drei Dienstmädchen, und Jeff, der Butler und der Gärtner. Ringsherum standen Regale mit verstaubten Weinflaschen, Weinfässern und Weinkisten, und das Seidenpapier der Flaschen sah ganz schimmelig aus.

Jetzt hob sich der Keller in die Höhe, die Kerzen erloschen und Nora hatte ein Gefühl, als säße sie in der Luftschaukel auf der Schwaneninsel. Und die Mädchen schrien.

Dann war die Kellerluft erfüllt von modrigem Staub, und die Mädchen brüllten, als wenn sie am Spieß steckten, die albernen Gänse.

Eine Sekunde vorher hatte Minerva gerade sagen wollen: „Ich gehe aber bald hinauf. Lange mache ich diese Afferei nicht mit.“ Aber der gewaltige Ruck, der durch den ganzen Raum ging, ließ die Worte auf ihren Lippen ersterben.

Nora rutschte mit ihrem Stuhl ein ganzes Stück über den Steinboden, Weinfässer polterten herab, prallten zurück und rollten wild durcheinander.

Jetzt schrie Willis laut und scharf über dem Tumult: „Ruhe jetzt!“

Das half. Die Mädchen verstummten. „Ist Ihnen auch nichts passiert, gnädige Frau?“

Frau Sloan gab keine Antwort.

Ein Streichholz flammte auf. Nora bemerkte, wie es zitterte und wie die Hand flog, die die Kerze hielt; der Gärtner — er war es sicher — hatte die größte Mühe, das Licht auf einem Regal zu befestigen.

Das erste, was Nora sah, waren die totenblassen Gesichter der Mädchen. Sie hielten einander eng umschlungen. Dann sah sie ein großes Weinfäß, aus dem der Wein herausgurgelte. Und darunter lag Frau Sloan.

„Wir müssen machen, daß wir hier rauskommen“, sagte Willis. „Und sie mit.“

„Lieber noch etwas abwarten“, antwortete der Gärtner.

„Abwarten? So siehst du aus! Bestimmt brennt das ganze Haus über uns. Probier mal die Tür!“ Willis beugte sich über Nora, die noch immer wie gebannt auf ihrem Stuhl saß, und lächelte sie an: „Alles in Ordnung, Frollein?“

„Tadellos“, sagte Nora und deutete auf Frau Sloan. „Sie hat sich die Beine eingeklemmt.“

Willis nickte.

Die Mädchen begannen zu wimmern. Er stand vor ihnen und sagte: „Ihr hört jetzt sofort auf.“ Da waren sie still. Und dem Butler befahl er: „Jeff, reiße ein Brett vom Regal und hilf mir mal. Wir müssen das Faß von ihr herunterstemmen. Falls sie überhaupt noch lebt.“

Nora hörte — sehen konnte man im trüben Kerzenschein nicht viel — wie der Butler an einem Brett herumzerrte. Eines der Mädchen half ihm und kam bald mit einer breiten Planke zurück. Von der offenen Tür tönte die Stimme des Gärtners: „Treppe scheint blockiert, es riecht verdammt brenzlich da oben.“

Willis kniete bei Frau Sloan und lauschte ihrem Herzschlag.

Sie hatte die Augen geschlossen. Willis rief zurück: „Sieh mal zu, ob du nicht den Weg frei bekommst. Sind genug Ausgänge da. Brauchst aber bloß einen freimachen, den allernächsten.“

Kurz darauf hatten sie das Faß beiseite gerollt. Der Butler besah sich Frau Sloans Beine, wobei er eine Kerze über sie hielt. „Gebrochen und gequetscht“, sagte er. „Müssen eine Bahre machen. Ganz schönes Gewicht!“

Von der Tür rief jetzt wieder der Gärtner: „Wir können durch, aber schnell, schnell! Ich kann deutlich hören, daß es brennt.“

So zogen sie Frau Sloan hinaus. Die Mädchen voran — sie rannten, was sie konnten. Nora und der Gärtner beschlossenen den Zug. Im letzten Augenblick entdeckte Nora Frau Sloans Handtasche auf dem Boden, wo sie gelegen hatte. Niemand nahm Notiz davon, daß sie sie aufhob. „Schnell, Kind“, sagte der Butler, das war alles.

Die Kellerdecke war gerissen und hatte sich stark gesenkt. Durch den klaffenden Spalt leuchteten die Flammen. Nora drängte sich an den Männern vorbei, die schwer an ihrer Last schleppten, und rannte dem Ausgang, dem Tageslicht, entgegen, glückselig, endlich an die Luft zu kommen. Und obwohl sie noch immer schrecklich husten mußte, schaute sie sich sofort nach dem Rauchpilz um.

Sie hatte reichlich Zeit, ihn zu bewundern, und noch ein anderes, aufregendes Schauspiel bot sich ihr: die ganze Stadt in Flammen. Nora fand das „überaus sehenswert“ und prägte sich das Bild fest ins Gedächtnis ein, denn sie wollte es nie mehr vergessen.

Und dann erst, nachdem sie sozusagen ihren „Bildungsdrang“ gestillt hatte, wandte sie sich zum Haus zurück. Das wuchtige Gebäude brannte aus allen Erkerchen, Türmchen und Fensternischen, mit denen es ein viktorianischer Baumeister reichlich ausgestattet hatte. Alles brannte. Auch der Wagen, mit dem sie hergekommen waren.

(Fortsetzung folgt)

Das Spiel mit den Eistorten

Fortsetzung von Seite 5

der verschiedenen Nationen haben bereits heute eine Unmenge geophysikalischen und geologischen Materials gesammelt, dessen Auswertung noch Jahre in Anspruch nehmen wird. Auf den Ergebnissen basiert eine Reihe von Plänen und Projekten, die zum Teil phantastisch anmuten. Im Anfangsstadium wird die Abschmelzung kleiner Teile der Eismassen vorgesehen. Mit Vorsicht beschritten, kann dies ein Weg zu den Bodenschätzen des sechsten Kontinents sein, der ohne eine größere Gefahr, die durch das Ansteigen der Weltmeere entstünde, beschritten werden kann. Die russischen Forscher sollen bereits erste erfolgreiche Versuche gemacht haben und mittels der 1200 Grad heißen Abgase von Raketenantrieben bis zu 1000 m tiefe Schächte ins Eis bohren und auf dem Grunde dann „langsame Atombomben“ zünden. Nach dem Auftauen und Verdampfen größerer Eismassen sollen sich lokale Temperaturerhöhungen bis zu 24 Grad ergeben haben.

Hier liegt auch der magnetische Südpol. In der Oase aber sind — die Russen! Im Jahre 1946 „hüpfen“ sie mit Hubschraubern in dieses Gebiet, das sich naturgemäß besonders für geologische Untersuchungen und für die ersten Versuche einer Ausbeutung der Bodenschätze eignet. Die Kohle tritt stellenweise blank zutage. Da viele der 23 Seen selbst im Winter nicht zufrieren, vermutet man, daß sie durch unterirdische Vulkanbecken — oder durch größere Mengen zerfallender radioaktiver Substanzen geheizt werden.

Die 51 über das ewige Eis der Antarktis verstreuten Forschungsstationen

Silbenrätsel

an — din — dung — ek — en — en — er — ga — hard — hau — i — i — ka — ke
 — le — ley — mi — mund — mut — ne — no — nor — o — pen — pi — rai — rak
 — rand — re — re — rus — scho — se — tal — te — te — ter — tor — vel — vi —
 wen — wis — zi — zu.

Aus diesen Silben sind 16 Wörter folgender Bedeutung zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, nach rückwärts gelesen, eine chinesische Weisheit ergeben.

- | | |
|-------------------------------|--------------------------------------|
| 1. Krankheitserreger | 9. Französischer Staatsmann |
| 2. Giraffenartiges Tier | (1754—1838) |
| 3. Prosawerk | 10. Laboratoriumsgefäß |
| 4. Geschenk | 11. Alpenblume |
| 5. Chemisches Element | 12. Vorderasiatischer Staat |
| 6. Roman von Scheffel | 13. Ameisenart |
| 7. Nebenfluß der Rhone | 14. Schweizer Gebirgstal |
| 8. Deutscher Philosoph | 15. Osterreichischer Dichter |
| (1788—1860) | (1790—1836) |
| | 16. Nordische Schicksalsgöttin |

Buchstabenkombinationsrätsel

1									
2									
3									
4									
5									
6									

a a a a a a a a a a, b, e e e e e e e, g g g g, h, i, l l, m m, n n n n n, o o o o, r r r r r, s, t t t t, u u u u u, v v

Die Buchstaben sind derart einzusetzen, daß in den Waagerechten je zwei Wörter nachstehender Bedeutung entstehen, wobei der Endbuchstabe des ersten Wortes zugleich der Anfangsbuchstabe des zweiten Wortes ist.

1. Marokkanische Rundfunkstation — aufgestellter Leitsatz, 2. Muse der Liebesdichtung — griechischer Buchstabe, 3. weiblicher Vorname — Industriestadt in Mähren, 4. männlicher Vorname — neu hinzukommende Tatsache, 5. Liliengewächs mit fleischigen Blättern — ungarische Weinstadt, 6. die Schöpfung — moderner Schiffsantrieb.

Bei richtiger Lösung ergeben die fettumrandeten Längsbalken, von oben nach unten gelesen, einen vor 200 Jahren verstorbenen berühmten französischen Physiker und Zoologen.

Magisches Kreuz

	1	2	3	4	
1					
2					
3					
4					

a a a a a a a a a, b b b, d d d, e e e e e, g g g, l l l l, n n n, p p, r r

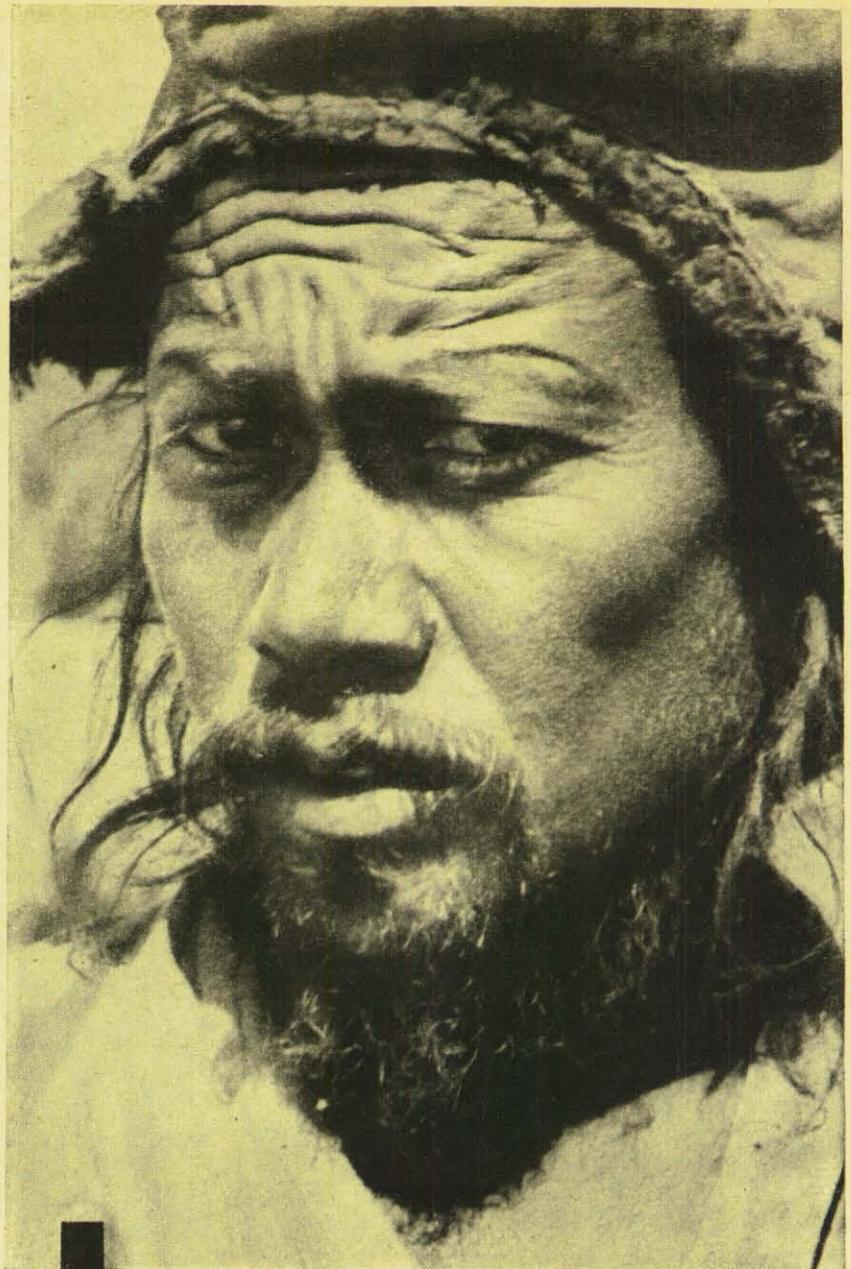
Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1. Schwingender Körper, 2. weiblicher Vorname, 3. Fabelname des Storches, 4. Bereich.

Rätsellösungen aus Nr. 9

Kreuzworträtsel mit Spruchlösung: Waagrecht:
 1. Wupper, 5. Neckar, 9. Arie, 10. Are, 12. Habe
 13. Retorte, 16. Amur, 18. Ufer, 20. Ena, 21. Basel, 24. Ute, 26. Heer, 27. Lage, 28. Gold, 29. Alz, 30. treu.
Senkrecht: 1. Wal, 2. Urban, 3. Peru, 4. Rat, 5. Ner, 6. Chef, 7. Abart, 8. Reh, 11. Ross, 14. Erbe, 15. Tula, 17. Mahl, 19. euer, 20. eng, 22. Ara, 23. Elz, 25. Emu. — BEWAHRE HALTUNG.

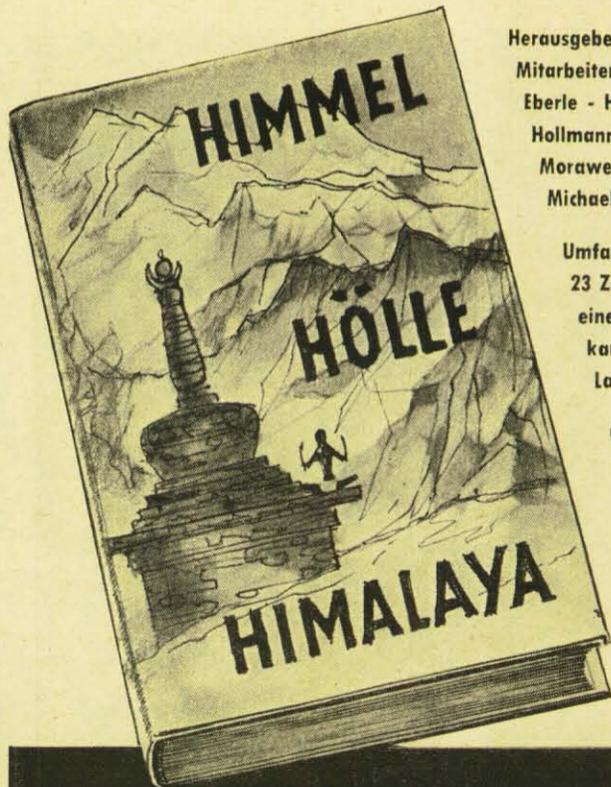
Silbenrätsel: 1. Huchen, 2. Unhold, 3. Moabit, 4. Opfer, 5. Referat, 6. Zitrone, 7. Uhu, 8. Riege, 9. Rebe, 10. Eleve, 11. Chronik, 12. Halle, 13. Tiegel, 14. Egge, 15. Niederlande, 16. Zinnie, 17. Erhalt, 18. Irene, 19. Teilhaber, 20. Sattler — Humor zur rechten Zeit schafft Überlegenheit.

Es schmeckt: Retorte, Torte.



HIMMEL - HOLLE - HIMALAYA, ein Buch für jeden, der sich für die schöne Welt begeistern kann, ein umfassendes Gesamtwerk über die Berge des Himalaya, über die Menschen und Länder, das Leben und Treiben rund um den Thron der Götter.

In jeder guten Buchhandlung erhältlich



Herausgeber: Harald Lechenperg
 Mitarbeiter: Prof. Ardito Desio - Bert Eberle - Heinrich Harrer - Dr. Franz Hollmann - Kurt Maix - Ing. Fritz Morawec - Dr. Herbert Tichy - Dr. Michael Ward.

Umfang: 232 Seiten, 82 Bilder, 23 Zeichnungen, 8 Farbtafeln, eine fünftellige Panorama-karte und eine zweiseitige Landkarte.

Ganzleinen mit Goldprägung - Farbiger lackierter Schutzumschlag.

Preis DM 19.80

COPRESS-VERLAG MÜNCHEN 13

ZB Illustrierte, Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehau GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 2 13 61. Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für Zeit-Berichte: Helmut Dohle und Heinrich Deurer. Zeit-Bilder: Dr. Volker Werb. Ziviler Bevölkerungsschutz: Artur Baumann. Redaktion Köln, Merlostraße 10/14, Ruf 7 01 31. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Karl Vater, München 8, Prinzregentenstr. 144, Telefon 44 59 66. Verantwortlich: Georg Vater. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehau GmbH, München 13, Schellingstraße 39. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4, Preis sfrs. 60.— einschließlich Zustellgebühr. Alleinauslieferung für Belgien: Agence et Messageries de la Presse, Bruxelles, Rue du Persil 14A22, Preis sfrs. 7.—. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26, Preis S. 3.50 in Österreich. Bezugsbedingungen: Einzelpreis 50 Pf. Abonnements nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen. Monatlicher Bezugspreis DM 1.08 (zuzüglich Zustellungsgebühr DM 0.06).

Für Frau

und Familie



In einem alten Spankorb hatte dieser kleine Hund Zuflucht gesucht. Er hatte sich verlaufen, denn Marseille ist eine viel zu große und gefährliche Stadt für junge Hunde. Ein Glück, daß ihn Madame Germaine Hullet fand. In ihrer Villa am Prado war auch für Felix, wie der kleine Kerl von seiner Stiefmutter genannt wurde, noch Platz.



Nur zum Einkaufen verließ Frau Hullet ihr schönes Heim. Niemand hätte in dieser alten, schäbig gekleideten Frau eine Dame der vornehmsten Gesellschaft vermutet. Und doch wurde sie in einem Schloß geboren, war die Witwe eines bedeutenden Arztes aus den Kolonien und ihre stolze Erscheinung fehlte früher bei keinem festlichen Ereignis.

Ein Leben für die Hunde

Kürzlich starb in Marseille Madame Germaine Hullet, die wegen ihrer großen Tierliebe in der ganzen Stadt als „Närrin vom Prado“ bekannt war. Fünfzig Hunde aller Rassen sind durch den Tod der gütigen Frau über Nacht wieder herrenlos geworden.



Mehr als fünfzig Hunde lebten jahrelang im Hause der Tierfreundin. Als sie einmal beim Hundefüttern auf dem Hof stürzte und sich ein Bein brach, war es äußerst schwierig, sie ins Krankenhaus zu schaffen. Alle Hunde hielten bei ihr Wache und ließen niemanden heran. Erst die starken Wasserwerfer der Feuerwehr trieben sie schließlich auseinander.



Ein mondänes Leben an der Riviera hätte Madame Germaine von ihren fürstlichen Einkünften führen können. Aber sie widmete ihr Leben nach dem Tode ihres Mannes — sie war damals erst 35 Jahre alt — nur den herrenlosen Hunden der Stadt. Oft hielt vor ihrem Haus ein fremdes Auto und ein lästiger Hund wurde in den Garten geschoben.

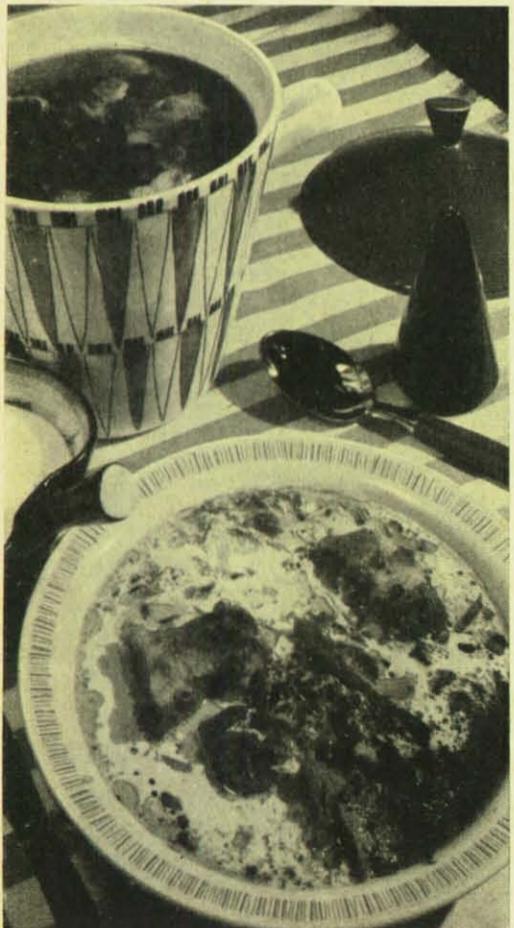


Für Frau

und Familie

Die schöne Jugoslawin, der man es in Ihrer Heimat wohl ein wenig übernimmt, daß sie bei uns so völlig heimisch geworden ist, kennen unsere Filmfreunde schon aus vielen Streifen. Während sie meist als Vamp oder Komikerin zu sehen ist, hat sie nun eine neue dankbare Aufgabe bekommen. In dem Seltz-Constantin-Film „Die grünen Teufel von Monte Cassino“ spielt sie das Mädchen Gina, eine Charakterrolle. Diese junge Italienerin glaubt nicht daran, daß die deutschen Soldaten die Kunstschätze, die aus ganz Italien in dem bekannten Kloster zusammengetragen wurden, vor Luftangriffen schützen wollen. Sie denkt an Plünderung und stellt sich den Landsern mit ihrem ganzen südlichen Temperament entgegen. — Bild links: Elma Karlowa ganz privat mit ihrem Boxer Happy. — Rechts: Die Schauspielerin als Gina.

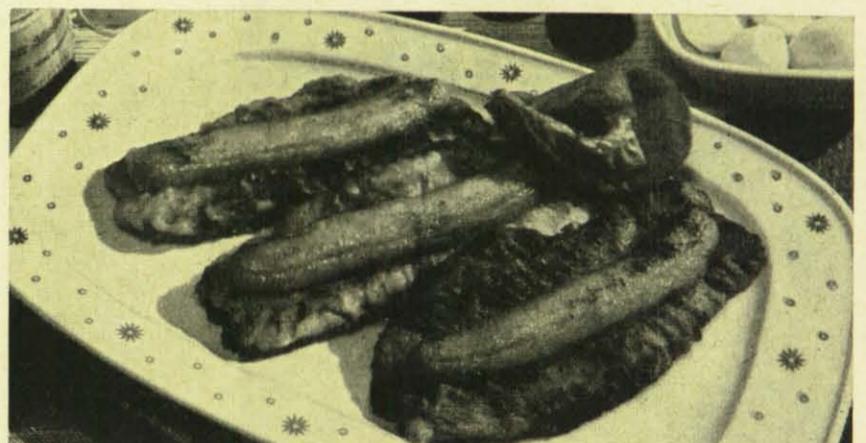
**ELMA
KARLOWA
HAT VIELE
GESICHTER**



Hamburger Nudelwickel. 250 g Eiernudeln, 250 g geräucherten Schinken, 1 Ei, 1 kl. Dose Tomatenmark, 40 g Butter, Salz, 2 Eßl. Mehl, 1 Eßl. Butter, etwas Brühe. Die Hälfte des Schinkens hacken, mit dem hartgekochten gehackten Ei etwas Tomatenmark mischen. Dieses Gemisch unter die gekochten abgetropften Eiernudeln ziehen. ²/₃ davon auf die übrigen ausgebreiteten Schinkenscheiben verteilen, diese aufrollen und rasch knusprig braten. Den Rest der Eiernudel-Mischung auf eine Platte geben, die fertigen Wickel darauf anordnen, mit Tomatensauce übergießen.



◀ **Borschtsch (Russische Suppe).** Zutaten: 1—2 Bouillon, 1 Pfund Ochsenbrust, ¹/₂ Pfund mageres Schweinefleisch, 1 Zwiebel, 2 Porreestangen, 200 g Weißkohl, 400 g rote Beete, etwas Sellerie, 2 Knoblauchzehen, 1 Eßl. gehackte Petersilie, saure Sahne, Butter, Salz und Pfeffer. Die Zwiebel, das Weißie vom Porree, den Weißkohl, die roten Beeten und den Sellerie schneidet man in feine Streifen und schwitzt sie eine Weile mit wenig Butter in einem Topf, danach mit Bouillon auffüllen und das Fleisch hineinlegen. Nach dem Aufkochen abschäumen und einige Petersilienstengel, einen Thymianzweig und ein Lorbeerblatt, die zerkleinerten Knoblauchzehen mit etwas Salz und Pfeffer dazugeben. Dann soll die Suppe kochen, bis das Fleisch gar ist.



▶ **Rotbarschschnitten mit Bananen.** Rotbarschschnitten waschen, mit Zitronensaft beträufeln, salzen, in Mehl umdrehen und in Öl braten. In einer anderen Pfanne werden entweder große, der Länge nach halbierte oder kleine ganze Bananen glasiert, d. h. in Butter mit etwas Zucker gebraten. Die Bananen müssen dann auf den Rotbarschschnitten angerichtet werden.

Hier spricht Lucullus! Neue Rezepte, die Freude bereiten

ZB

DER SARNER SEE in der Schweiz liegt eingeschlossen zwischen bewaldeten Hügeln, die von der gewaltigen Majestät der schneebedeckten Bergriesen überragt werden. Hier findet man noch die Einsamkeit, nach der sich der gehetzte Großstädter sehnt. Ein Maienmorgen auf den taufrischen Wiesen unter blühenden Obstbäumen wird zu einem unvergeßlichen Erlebnis.

Ich reise übers grüne Land



FRÜHLING UND MUSIK waren von jeher aufs innigste miteinander verbunden. Der Mensch stimmt ein in den Jubelruf der Natur.

Ich reise übers grüne Land,
Der Winter ist vergangen,
Hab' um den Hals ein gülden Band,
Daran die Laute hangen.

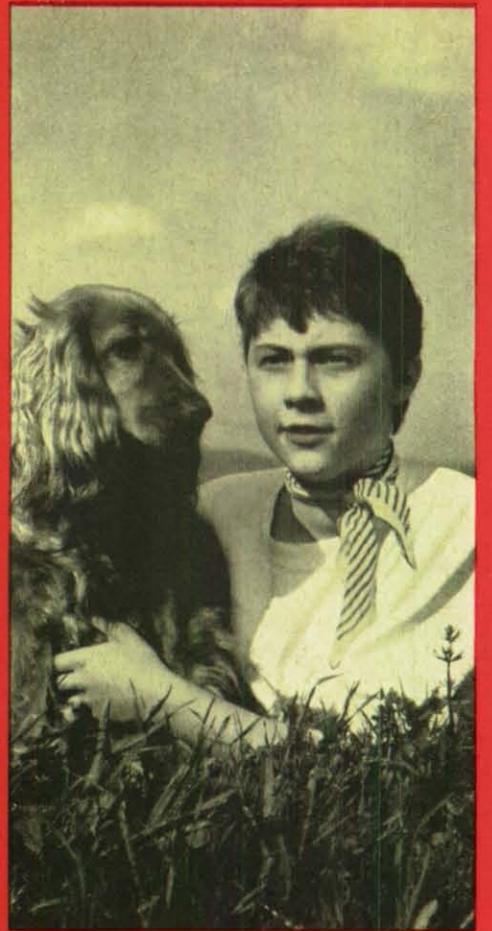
Der Morgen tut ein'n roten Schein,
Den recht mein Herze spüret,
Da greif ich in die Saiten ein,
Der liebe Gott mich führet.

So silbern geht der Ströme Lauf,
Fernüber schallt Geläute,
Die Seele ruft in sich: Glück auf!
Rings grüßen frohe Leute.

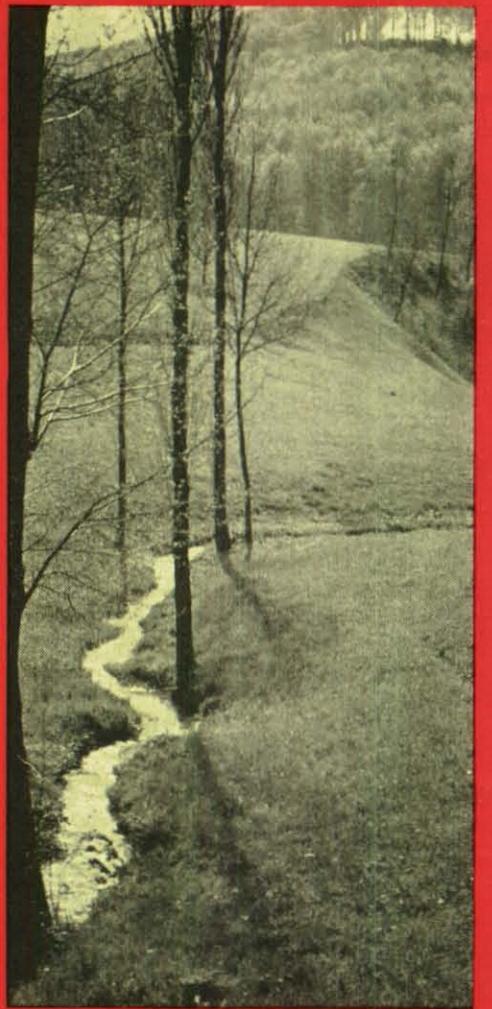
Mein Herz ist recht von Diamant,
Ein Blum von Edelsteinen,
die funkelt lustig übers Land
In tausend schönen Scheinen.

Wie bist du schön! Hinaus im Wald
gehn Wasser auf und unter,
Im grünen Wald sing, daß es schallt,
mein Herz, bleib froh und munter!

Joseph von Eichendorff



UNZERTRENNLICHE FREUNDE sind Erika und ihr Hund Ajax. Sobald das Wetter es erlaubt, toben sie durch Wald und Feld. Sind sie müde vom Jagen, so wird auf einer Wiese Rast gemacht. Dann schweift der Blick in die Ferne, dann werden Luftschlösser gebaut und die Fahrt für die großen Ferien geplant. Natürlich ist Ajax dabei!



TIEFE EINSAMKEIT herrscht in diesem stillen Waldtal. Glasklar ist das Wasser, das sich munter hüpfend von Stein zu Stein einen Weg durch die Wiesen sucht. Hier blühen die ersten Frühlingsblumen: Himmelsschlüssel, Löwenzahn, Wiesenschaukraut und Buschwindröschen. Manchmal schallt der Ruf des Kuckucks durch die Stille.